

Jochen A. Bär

# 14. Sprachreflexion – Ansätze einer Metasprachgeschichte (Sprachbewusstseinsgeschichte)

**Abstract:** Der Beitrag beleuchtet den Gegenstandsbereich ‚metasprachliche Äußerungen‘ in historischer Sicht. Nach einer allgemeinen theoretischen Erörterung, was unter Sprachreflexion zu verstehen und wie sie kategorial zu untergliedern sei, kommen drei ausgewählte Themenkomplexe zur Sprache: die historische Diskussion um die Einheit und Einheitlichkeit der Sprache ‚Deutsch‘, spezifische Qualitäten und Charakteristika, die dieser Sprache im Laufe der Geschichte zugeschrieben wurden, und die Auseinandersetzung um Normierung. Zum Schluss steht ein Blick auf die Interdependenz von Sprachreflexion und Sprachgebrauch.

- 1 Gegenstandsbestimmung
- 2 Die Sprache Deutsch: das Problem ihrer Identität
- 3 Charakterisierungen des Deutschen
- 4 Norm und Variation
- 5 Ausblick: Sprachreflexion und Sprachgebrauch
- 6 Literatur

## 1 Gegenstandsbestimmung

### 1.1 Allgemeines

Sprachreflexion ist jedes Nachdenken über die Sprachverwendung einzelner Personen (die eigene oder die anderer), über Muster des Sprachgebrauchs von Kollektiven unterschiedlichen Zuschnitts, über angenommene Charakteristika von Einzelsprachen oder Varietäten und/oder über „Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Sprachvermögens überhaupt“ (Gardt u. a. 1991, 17). Sprachreflexion ist immer sprachlich manifest, d. h., sie ist in aller Regel – und bis zum Aufkommen von Tondokumenten Ende des 19. Jahrhunderts ausschließlich – schriftlich dokumentiert. Selbstverständlich kann auch eine multimodale Dimension gegeben sein, so dass beispielsweise bildliche Darstellungsformen zum Einsatz kommen; eine bildliche, klangliche, filmische sprachreflexive Äußerung ohne sprachliche Anteile ist jedoch nicht möglich, da zumindest der thematisierte Gegenstand, ohne den keine Sprachreflexion vorliegt, per definitionem immer sprachlicher Natur ist. Als Normalfall kann angenommen werden, dass auch die objektsprachbezogene Äußerung sprachliche Qualität hat, dass es also um metasprachliche Äußerungen geht. Geschichtsschreibung der Sprachreflexion erscheint demnach als Historiographie auf der zweiten – oder

im Einzelfall auch einer höheren – Metaebene. Sie ist gleichzusetzen mit einer Geschichte des Sprachbewusstseins im Sinne von Mattheier (1995, 16); vgl. S. 107 im vorliegenden Band.

Zur Sprachreflexion bedarf es außer einem metasprachlichen Bewusstsein – das sowohl phylogenetisch als auch ontogenetisch deutlich später entwickelt wird als die Fähigkeit zur Verwendung einer bestimmten Sprache – keiner besonderen Sachkenntnis. Sie ist daher auch und sogar insbesondere linguistischen Laien möglich – „Ein jeder, weil er spricht, glaubt, auch über die Sprache sprechen zu können“ (Goethe 1833 [1824], 138) – und erfolgt für den überwiegenden Teil ihrer Geschichte sogar ausschließlich durch Laien: für alle Zeiträume vor der Herausbildung einer Sprachwissenschaft im engeren Sinne, die ins 19. Jahrhundert fällt. Zum linguistischen Laintum in diesem Sinne gehören damit beispielsweise auch Sprachdenker wie Platon, Aristoteles, Raimundus Lullus, William von Ockham, Martin Luther, Jacob Böhme oder die Autoren der Port-Royal-Grammatik. Die intellektuellen Niveauunterschiede innerhalb des Laintums sind beträchtlich; die Bandbreite reicht vom originären sprachtheoretischen Entwurf bis zur Reproduktion teils jahrhundertealter Klischees.

In den 1960er Jahren vollzieht sich im Fach Deutsche Philologie (Germanistik) ein Bruch zwischen wissenschaftlicher und außerwissenschaftlicher Beschäftigung mit Sprache, der, einhergehend mit der Binnendifferenzierung der Germanistik in Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft, durch das Fach selbst verläuft. Die Sprachwissenschaft entwickelt in Abkehr von bisherigen Schwerpunkten wie Dialektgeographie, Wortforschung oder Volkskunde ein neues Selbstverständnis als strukturalistische und häufig synchron-gegenwartsbezogene Linguistik. Spätestens seit der linguistischen Metakritik am sprachkritischen *Wörterbuch des Unmenschen* (Sternberger/Storz/Süskind 1957), die in den 1960er Jahren von Peter von Polenz, Herbert Kolb, Werner Betz, Fritz Tschirch u. a. vorgebracht wurde (Dodd 2007, 42), herrscht die Auffassung, dass die Sprachwissenschaft nicht Sprache zu bewerten habe – „eine sehr fragwürdige Beschäftigung mit Sprache“ (v. Polenz 1988, 79) –, sondern allenfalls Sprachverwendungen. Das Paradigma, dass „eine seriöse (Sprach-)Wissenschaft [...] rein deskriptiv (sprich: struktural) vorzugehen habe und ihr Bewertungen – welcher Art auch immer – nicht gut anstünden“ (Wimmer 1988, 292), gilt über mehrere Jahrzehnte und in Teilen des Fachs bis in die Gegenwart hinein. Zu beobachten ist ein Nebeneinander von fachwissenschaftlicher und laienlinguistischer Sprachreflexion, das nicht selten konfrontative Züge trägt (vgl. z. B. v. Polenz 1988, 84). Während die Laienlinguistik der Sprachwissenschaft vorwirft, die Interessen der Sprachöffentlichkeit nicht zu berücksichtigen, die vor allem im Bereich einer oftmals puristisch konzipierten Sprachpflege gesehen werden, reagiert die Sprachwissenschaft kritisch auf die Forderung rigider Sprachnormen, denen sie das Konzept des reflektierten Sprachgebrauchs im Sinne von R. Wimmer und der funktionalen Angemessenheit entgegenstellt. Als „oberstes Ziel der Sprachkritik“ formuliert Wimmer (1988, 298): „Die Kommunikationsbeteiligten sollen ihre Sprache reflektiert

gebrauchen“ (ebd., 298f.; vgl. auch Wimmer 1994, 259; Heringer/Wimmer 2015, 198). Sprachkritik versteht er hauptsächlich als Sprachnormenkritik:

Über Normen versuchen Sprecher und Sprechergruppen, die Handlungsweise anderer zu beeinflussen; und genau hier liegt der Ansatzpunkt für Kritik. Normen enthalten einen Impetus zur Reglementierung und damit auch zur Veränderung von Handlungsmustern. Auf diesen Impetus in reflektierter Weise zu reagieren (vielleicht sogar mit dem Ziel, zur Etablierung einer Gegenform beizutragen), ist Sinn und Aufgabe der Sprachkritik (Wimmer 1988, 295).

Insofern Sprachnormen Gegenstand affirmativer Reflexion sind (vgl. Punkt 3), wird Sprachnormenkritik zur Sprachkritik auf der zweiten Metaebene.

Seit den frühen 1980er Jahren sind erste Ansätze zu verzeichnen, einer werten- den Beschäftigung mit Sprache erneut Raum in der Sprachwissenschaft zu geben (z. B. Kolde 1980; Greule 1982). Vor allem die Arbeiten Jürgen Schiewes haben einer seriösen linguistischen Sprachkritik den Boden bereitet (z. B. Schiewe 1998), die sich hauptsächlich dem Wertmaßstab der funktionalen Angemessenheit verpflichtet sieht. Die Anlehnung an die alte rhetorische Kategorie des *prépon/aptum* wird bewusst vollzogen: Seit 2005 gibt es mit dem Periodikum *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* eine institutionalisierte Publikationsplattform. Im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts sind die Grabenkämpfe zwischen einer sich als rein deskriptiv verstehenden Fach- und einer sprachwertenden Laienlinguistik, auch wenn sie teilweise verbissen weitergeführt werden, historisch obsolet. Glück (2000) weist zurecht darauf hin, dass es eine vollkommen wertfreie Sprachwissenschaft gar nicht geben kann; Felder u. a. (2017, 9) unterscheiden zwischen einer „an Kriterien und Wertmaßstäben orientierte[n] Sprachreflexion (= beschreibende Sprachkritik)“ und einer „Werturteil[e] vornehmende[n] Sprachreflexion (= bewertende Sprachkritik)“; in Verbindung mit Glücks Ansatz heißt dies, dass Sprachwissenschaft und Sprachkritik faktisch gleichzusetzen sind.

## 1.2 Kategoriale Bestimmungen

Die Frage, welche Arten und Formen von Sprachreflexion sich unterscheiden lassen, wird in der Forschung recht unterschiedlich beantwortet. Als relevant für die Perspektivierung erweist sich u. a. das engere oder weitere Verständnis von ‚Wertung‘. Ein mit Blick auf die Angewandte Linguistik, insbesondere die Praxis der Sprachberatung entworfenes Modell (Bär 2002a, 243f.: hier leicht modifiziert wiedergegeben) unterscheidet zwei Aspekte mit je einer idealtypischen Antithese: die des Anlasses (‚aus eigener Initiative‘ vs. ‚auf Anfrage‘) und die der Wirkabsicht (‚Information‘ vs. ‚Beeinflussung‘) von Sprachreflexion; beide zusammen bilden ein Kreuzklassifikationsschema mit vier Teilbereichen: ‚Sprachlehre‘ (aus eigener Initiative und mit Informationsabsicht), ‚Sprachauskunft‘ (auf Anfrage und mit Informationsabsicht), ‚Sprachberatung‘ (auf Anfrage und mit Beeinflussungsabsicht) sowie

‚Sprachkritik‘ (aus eigener Initiative und mit Beeinflussungsabsicht). Die Grenzen sind jeweils fließend, so dass sich vielfache Überlagerungen ergeben.

In Modifikation von weiteren Kategorisierungsansätzen bei Bär (2011, 187–189; 2015, 243–245) können zusätzliche Differenzierungen vorgenommen werden. Dabei ergeben sich insgesamt fünf Paradigmata, deren aspektuelle Komponenten sich in je spezifischer Weise miteinander kombinieren lassen.

Paradigma I ist das der Perspektive, in welcher der Gegenstand ‚Sprache‘ erscheint. Er kann betrachtet werden

- 1) allgemein, einzelsprachenspezifisch, d. h. als Langage im Sinne F. de Saussures,
- 2) als konkrete historische Einzelsprache – überindividuell: als Sprachsystem/ Langue im de Saussure’schen Sinn, für das einzelne Sprecherindividuum: als Sprachkompetenz (vgl. v. Polenz 1988, 70) –,
- 3) als mehr oder weniger verbreitetes Sprachgebrauchsmuster – analog zur Terminologie nach de Saussure: als Usage –, das bestimmte Möglichkeiten des Systems umsetzt, andere hingegen nicht (v. Polenz 1988, 70, spricht von *Sprachbrauch*),
- 4) als deklarierte oder postulierte Norm und
- 5) als konkrete, okkasionelle Sprachverwendung (als Parole sensu F. de Saussure); v. Polenz (1988, 70) spricht von *Sprachverwendung*.

Sodann können (II) sprachreflexive Äußerungen hinsichtlich ihres Gegenstandsbereichs klassifiziert werden, wobei wiederum vier thematische Bereiche idealtypisch zu unterscheiden sind: Sprachreflexion kann sich beziehen

- 1) auf Phänomene der Aussprache und/oder der Schreibung,
- 2) auf Phänomene der Grammatik – der Morphologie und/oder der Syntax –,
- 3) auf Phänomene des Wortschatzes, wobei sowohl Eigennamen als auch Phraseologismen eingeschlossen sind, und
- 4) auf Muster sprachlichen Handelns, z. B. Textsorten, Umgangs- und Höflichkeitsformen.

Des Weiteren (III) können metasprachliche Äußerungen verschiedene Fragestellungen verfolgen:

- 1) die Frage nach der Beschaffenheit des Thematisierten (für sich gesehen oder im Vergleich mit anderer ‚Sprache‘),
- 2) die Frage nach der Funktion oder (Aus-)Wirkung des Thematisierten,
- 3) die Frage nach Ursprung, Herkunft und/oder Geschichte des Thematisierten,
- 4) die Frage nach der räumlichen, zeitlichen, sozialen und/oder situativen Geltung des Thematisierten und
- 5) die Frage nach Möglichkeiten und/oder Methoden, das Thematisierte zu erlernen bzw. zu lehren.

Zudem lässt sich (IV), wie oben dargelegt, der Anlass unterscheiden. Sprachreflexive Äußerungen können erfolgen:

- 1) aus eigener Initiative oder
- 2) auf Anfrage.

Sofern es sich um Sprachreflexion mit der Absicht der verändernden oder affirmierenden Einflussnahme – Sprachberatung oder Sprachkritik im zuvor erläuterten Sinne – handelt, können schließlich (V) sechs Bewertungskriterien unterschieden werden:

- 1) der Sprecherbezug: Das in Rede stehende sprachliche Phänomen wird danach beurteilt, ob es der vorausgesetzten Sprecher- oder Autorintention angemessen erscheint (vgl. Bär 2002b, 134–143).
- 2) der Adressatenbezug: Das in Rede stehende sprachliche Phänomen wird danach beurteilt, ob es der vorausgesetzten Erwartungshaltung des Adressaten angemessen erscheint (vgl. Bär 2002b, 143–147).
- 3) der Sachbezug: Das in Rede stehende sprachliche Phänomen wird danach beurteilt, ob es dem vorausgesetzten Gegenstand oder Sachverhalt angemessen erscheint, auf den es sich bezieht (vgl. Bär 2002b, 146–151)
- 4) die Gängigkeit: Das in Rede stehende sprachliche Phänomen wird danach beurteilt, ob es allgemeinem Sprachgebrauch gemäß ist bzw. verwendet wird, mit anderen Worten: Es wird bezüglich seiner Üblichkeit, der Häufigkeit seiner Verwendung bewertet.
- 5) die Sprachgemäßheit: Das in Rede stehende sprachliche Phänomen wird danach beurteilt, ob es grammatisch-semantischen Regelmäßigkeiten entspricht bzw. verwendet wird, mit anderen Worten: Es kann bezüglich seiner Analogie zu vorhandenen Sprachgebrauchsmustern bewertet werden (vgl. Bär 2002b, 151–153).
- 6) die Ästhetik: Das in Rede stehende sprachliche Phänomen wird danach beurteilt, ob es subjektiven Geschmacksurteilen gemäß ist bzw. verwendet wird, mit anderen Worten: Es kann bezüglich einer behaupteten oder bestrittenen ästhetischen Qualität bewertet werden (vgl. Tereick 2009, 386f.).

Die ersten drei dieser Bewertungskriterien, Sprecherbezug, Adressatenbezug und Sachbezug, sind an den drei von Bühler (1934, 28) benannten sprachlichen Funktionen Ausdruck, Appell und Darstellung orientiert, nach Jakobson (1960, 88–94): der emotiven, der konativen und der referentiellen Funktion der Sprache. Die Kriterien 4–6 können locker auf die vierte bis sechste der Jakobson'schen Sprachfunktionen bezogen werden: die phatische (Kommunikationssicherung), die metasprachliche (Bewusstsein der Sprachhaftigkeit) und die poetische (Annahme einer sprachlichen Qualität jenseits der bloßen Informationsvermittlung). Als siebter paradigmatisch konstitutiver Aspekt ist – für die Möglichkeit der nicht Einfluss nehmen, son-

dern nur informieren wollenden Sprachreflexion – eine Nullstelle anzusetzen (daher Kategorie V.0 in Abb. 1).

Die fünf Paradigmen können in Form eines Kategorialrasters angeordnet werden, das die Kombinationsmöglichkeiten anschaulich macht. Ein Beispiel für die Kombinationsmöglichkeit 5-3-2-1-2 (Abb. 1) wäre es beispielsweise, wenn Goethe (1812, 311) Spott über seinen Familiennamen kritisiert:

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigennamen eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

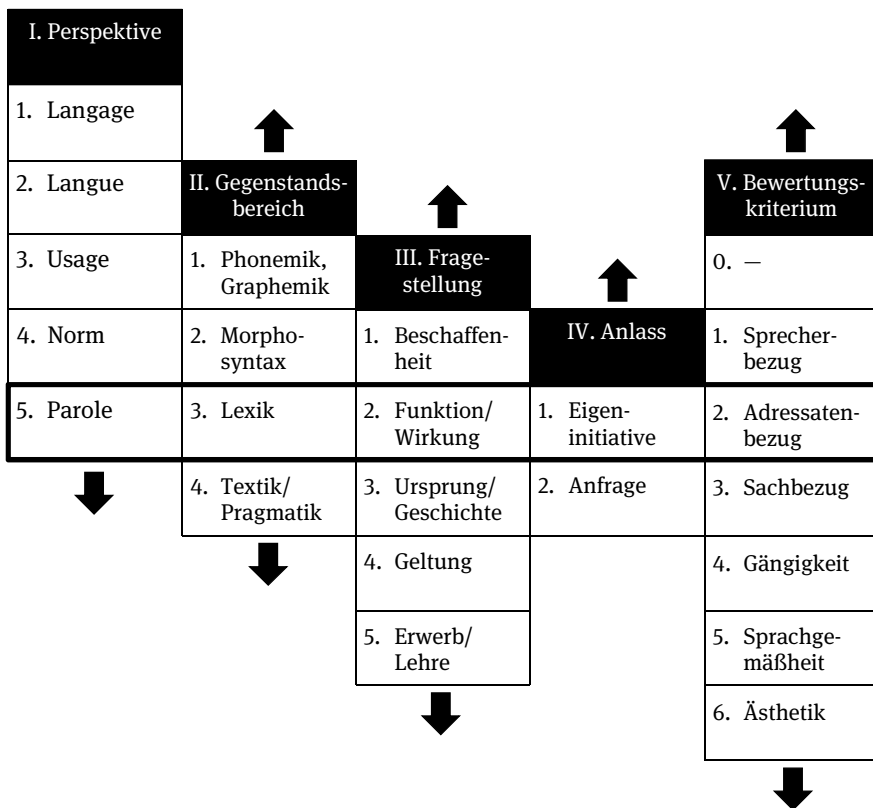


Abb. 1: Kategorialraster sprachreflexiver Äußerungen

1400 ( $5 \times 4 \times 5 \times 2 \times 7$ ) Kombinationen kategorialer Aspekte sind theoretisch möglich; allerdings sind nicht alle real denkbar. So lassen sich beispielsweise nicht sinnvoll übereinzelsprachliche Phänomene (I.1) unter Aspekten der Gängigkeit (V.4) oder der Sprachgemäßheit (V.5) bewerten, da Gängigkeit und Sprachgemäßheit

einzelnsprachspezifisch sind. Andererseits kann ein konkreter sprachreflexiver Akt auch als Kombination von Kombinationen erscheinen, indem er beispielsweise mehr als einen Gegenstandsbereich thematisiert oder zunächst die Reaktion auf eine Anfrage darstellt, im Weiteren dann in Sprachreflexion aus eigenem Antrieb übergeht.

### 1.3 Historiographische Ansätze

Analog zu F. de Saussures Gegenüberstellung von *linguistique interne* und *linguistique externe* lassen sich zwei Arten der Wissenschaftshistoriographie unterscheiden: Eine ‚internalistische‘ und eine ‚externalistische‘ (vgl. Canguilhem 1979, 27f.). Erstere behandelt ausschließlich innerwissenschaftliche Aspekte (Fragestellungen, Methoden, Ergebnisse), letztere berücksichtigt „Gesichtspunkte wie die Bindung von Autor und Text an Institutionen (Schule, Universität etc.)“, die „Interessengeleitetheit“ wissenschaftlicher Arbeit, die „gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen ihres Zustandekommens“ usw. (Brekle 1987, 46). Auf die Historiographie der Sprachreflexion übertragen, bedeutet dies: ein internalistischer Zugriff stellt ‚Inhaltliches‘ (sprachbezogene Themen, Propositionen, Theoreme, Ideologeme, Topoi usw.) ins Zentrum, ein externalistischer bezieht alles mit ein, was als Verständnisrahmen oder -hintergrund der zu behandelnden Sprachreflexion dienen kann: seien es allgemeine (d. h. nicht speziell sprachbezogene) gedankliche oder ideologische Systeme oder auch „textexterne Faktoren wie Lebenslauf eines Autors (z. B. sein Herkunft, seine ökonomische und institutionelle Situation), die zumindest als Randbedingungen Licht auf sein linguistisches Arbeiten werfen können“ (Brekle 1987, 56).

Gängige Aspekte zur stofflichen Gliederung und Anordnung sind ‚Epoche/Periode‘, ‚Autor‘, ‚Problem/Gegenstand/Thema‘ und ‚Diskurs‘, die für sich allein oder auch in Kombination auftreten können (Letzteres z. B. bei Dascal u. a. 1992; 1996). Dabei ist in jedem Einzelfall das konkrete Vorgehen zu begründen und zu diskutieren, umso mehr, als sich Epochen/Perioden und Diskurse (zur letzteren Kategorie vgl. den diesbezüglichen Beitrag *Historische Makrosemantik* im vorliegenden Band) nicht klar bestimmen und voneinander abgrenzen lassen.

### 1.4 Thematische Eingrenzung

Da der Zusammenhang des vorliegenden Bandes eine Geschichte der Sprachreflexion aus germanistischer Sicht impliziert, werden nachfolgend nur sprachreflexive Äußerungen auf Deutsch oder aus deutschem Sprachraum in anderen Sprachen (v. a. Latein) und/oder über das Deutsche behandelt, mit anderen Worten: die Perspektive ist dieselbe wie bei Gardt (1999) und, mit Ausnahme des Blicks auf Platon

und Aristoteles, bei Schiewe (1998). Einen anderen, teils auch weiteren Fokus haben beispielsweise Amirova u. a. (1980), Arens (1969), Borsche (1996), Borst (1957–1963), Bossong (1990), Dascal u. a. (1992; 1996), Felder u. a. (2017), Gessinger/von Rahden (1989), Gruber (2014), Ohnheiser (2014), Schmitter (1987–2007), Trabant (2003; 2006) oder Wochele (2003).

Die unter 1.2 vorgestellten Differenzierungen erlauben zwar eine systematisch-kategoriale, kaum aber – angesichts der Fülle des Materials – eine systematisch-historische Darstellung. Daher ist für das Folgende eine weitere Eingrenzung erforderlich: Es geht exemplarisch nur um Aussagen über die Sprache ‚Deutsch‘, wobei hier zunächst – für die Frühzeit der Beschäftigung mit ihr oder dem, was als Vorstufe gelten kann – die Frage ihrer Identität zu klären ist (Abschnitt 2); sodann werden die Reflexion über spezifische Charakteristika dieser Sprache, v. a. in Abgrenzung von anderen Sprachen (Abschnitt 3) sowie über Variation und Norm (Abschnitt 4) zu beleuchten sein. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Zeit bis ins 18. Jahrhundert, da spätestens ab dem 19. Jahrhundert die Materialmenge vollends unüberschaubar wird. Selbst diese Eingrenzung ermöglicht keine auch nur annähernd vollständige historiographische Behandlung. Es ist daher unerlässlich, eine Auswahl zu treffen und darauf hinzuweisen, dass diese bei anderer Fragestellung und Gewichtung jederzeit auch anders möglich wäre.

## 2 Die Sprache Deutsch: das Problem ihrer Identität

Die Frage, ob es sich bei demjenigen, was man aus rezenter Perspektive selbstverständlich als *deutsche Sprache/Deutsch* bezeichnet, um eine Sprache handelt, ist historisch gesehen keineswegs leicht zu beantworten. Denn das Deutsche bildet sich in einem Jahrhunderte dauernden Prozess aus einer Reihe unterschiedlicher germanischer Stammessprachen heraus, in dem es zu vielfältigen Mischungs-, Überlagerungs- und sogar Verdrängungsprozessen kommt. Dementsprechend ist insbesondere für die Frühzeit das Sprachbewusstsein der zeitgenössischen Sprecher heranzuziehen: Relevant ist, ob und inwieweit sie selbst von einer einheitlichen Sprache ausgehen (vgl. S. 112 im vorliegenden Band).

Dem *Althochdeutschen Wörterbuch* (Große 1997, 565) zufolge, das nach eigenem Anspruch belegthesaurisch arbeitet, also alle vorhandenen Belege eines Wortes dokumentiert, kommt die Frühform des Wortes *deutsch* ab dem 11. Jahrhundert vor (vgl. auch Klein 1994, 19). Zwar muss man im *Althochdeutschen Wörterbuch* die Datierung der Belege mühsam aus dem Quellenverzeichnis erschließen; tut man dies jedoch, so zeigt sich, dass keine früheren als um das Jahr 1000 vorhanden sind. Etymologisch lässt sich das Wort an das Femininum *diot*, *diet* (›Volk, Volksstamm‹) anschließen; es bedeutet ursprünglich so viel wie ›volkhaft, nach Art des Volks, dem Volk zugehörig‹.



Deutlich früher als die volkssprachlichen Formen (althochdeutsch *thiutisk/diutisk*, mittelhochdeutsch *diutsch*) ist die mittellateinische Entsprechung *theodiscus* belegt: erstmals im Jahr 786. Dieses Wort kann sich auf verschiedene germanische Sprachen beziehen, z. B. auf Altenglisch oder Gotisch; seine Bedeutung ist daher nicht ›deutsch‹, sondern allgemeiner: ›germanisch-volkssprachlich (im Gegensatz zum Latein der Gelehrten)‹.

Noch Jahrhunderte später, als das Wort *diutsch* längst ›deutsch‹ bedeutet, wird dadurch nur sprachliche Gemeinsamkeit, keine sprachliche Einheit zum Ausdruck gebracht: Es wird zur Unterscheidung der eigenen Sprache von fremden Sprachen (v. a. Latein und Altfranzösisch) verwendet. Untereinander bezeichnen die Autoren ihre Sprache nicht als ‚deutsch‘, sondern als ‚fränkisch‘, ‚bairisch‘ usw.; beispielsweise verfasste Otfrid von Weißenburg († 875) sein Evangelienbuch nach eigener Aussage auf *frenkisk* – obgleich er in den lateinischen Passagen seines Werkes das Wort *theodiscus* kennt (Jakobs 2000, 26). Hugo von Trimberg weiß in seinem Roman *Der Renner* (entstanden zwischen 1296 und 1313) von einer ‚deutschen‘ Sprache nur dort, wo er sie von anderen, fremden Sprachen abgrenzt:

Bêheim, Ungern und Lamparten  
houwent niht mit tiutscher barten,  
Franzois, Walhe [,Welsche‘, hier wohl: ›Italiener‹] und Engellant,  
Norweye, Yberne sint unbekant  
an ir sprâche tiutschen liuten;  
nieman kann ouch wol bediuten  
kriechisch, jüdisch und heidenisch,  
syrisch, windisch, kaldêisch. (Ehrismann 1909, 221)

An anderer Stelle hebt Hugo – und zwar ohne Verwendung des Wortes *diutsch* – die Unterschiedlichkeit der Einzeldialekte hervor:

Swâben ir wörter spalent,  
die Franken ein teil si valtent  
die Beier si zezerrtent  
die Düringe si ûf sperrent  
die Sahren si bezückerent,  
die Rînliute si verdrückerent,  
die Wetereiber [›Wetterauer‹] si würgent  
die Mîsener si vol schürgent,  
Egerlant si swenkerent,  
Oesterrîche si schrenkerent,  
Stîrlant si baz lenkerent,  
Kernde ein teil si senkerent. (Ehrismann 1909, 220f.)

Aufgrund des Fehlens von Belegen für den volkssprachlichen Ausdruck *diutisk* vor dem 11. Jahrhundert und aufgrund der ursprünglich weit gefassten, über das heutige Deutsche hinausreichenden Bedeutung des Adjektivs *theodiscus* wurde in der

Forschung verschiedentlich die Ansicht geäußert, das Wort sei keine genuin volkssprachliche, sondern ursprünglich eine gleichsam fachsprachliche Bildung einiger mittelalterlicher Gelehrter (z. B. Lerch 1942; Thomas 1988; dagegen z. B. Klein 1994; Jakobs 1999, 19f.; Haubrichs 2004, 201f.; einen Überblick über verschiedene Forschungspositionen geben Klein 1994 und Reiffenstein 1985; 1719; ders. 2003, 2194f.). Die Kunstwort-These verweist auf die Hofschule Karls des Großen, d. h. den Kreis um Alkuin von Tours, dem beispielsweise der Abt von Fulda, Hrabanus Maurus, angehörte. In diesem Kreis sei man sich – ungewöhnlich für die damalige Zeit – der germanischen Sprachverwandtschaftsverhältnisse bewusst gewesen, für deren Beschreibung es bis dahin kein adäquates Wort gab, und habe sich dafür der Hybridbildung *theodiscus* bedient. Lerch (1942, 15) geht so weit, in dem volkssprachlichen Adjektiv *diutisk* des 11. Jahrhunderts „eine Eindeutschung von *theodiscus* zu sehen“; dagegen argumentieren mit lauthistorischen Gründen Klein (1994, 13–18), Reiffenstein (2003, 2193 u. 2197) und Haubrichs (2004, 201f.), die mit der Mehrheit der älteren und jüngeren germanistischen Forschung *theodiscus* als Latinisierung eines schon in voralthochdeutscher Zeit vorhandenen und nur nicht belegten volkssprachlichen *theudisk/thiudisk* interpretieren; die Beleglage wird mit den „Textsorten“ (Reiffenstein 2003, 2197) des Althochdeutschen und auch des Altsächsischen erklärt, in denen für ein Wort mit der Bedeutung ›volkssprachlich‹ „praktisch keine Verwendungsgelegenheit“ gegeben habe (Klein 1994, 20).

Zwischen den mittellateinischen Belegen für *theodiscus* aus dem späten 8. und frühen 9. Jahrhundert und den frühesten Belegen für *diutisk* liegen allerdings nicht nur etwa zweihundert Jahre, sondern das Versiegen der volkssprachlichen Textproduktion in der Zeit der Ottonen, einer Periode, an deren Ende keine Anknüpfung an frühere Schriftlichkeit, sondern ein Neuanfang volkssprachlichen Schreibens stand (vgl. S. 111 und 119 im vorliegenden Band). Es besteht daher durchaus die Möglichkeit, dass von der in mittellateinischer Sprache vorliegenden karolingischen Reflexion über germanische Sprachverwandtschaft zur volkssprachlichen Verwendung der älteren Formen des Wortes *deutsch* kein direkter Weg führte. Man muss dazu gar nicht behaupten, dass es ein volkssprachliches Adjektiv *theudisk/thiudisk* (›zum Volk gehörig‹) in vor- und frühalthochdeutscher Zeit nicht gegeben habe; es genügt anzunehmen, dass das von diesem abgeleitete *theodiscus* im Alkuin-Kreis eine semantische Sonderentwicklung (›germanisch-volkssprachlich‹) nahm, die nicht oder nur in sehr begrenztem Umfang auf das volkssprachliche Wort zurückwirkte – eine Möglichkeit, die, anders als von Haubrichs (2004, 202) vermutet, durchaus besteht. Man hätte es dann spätestens zu Beginn des 11. Jahrhunderts entweder mit einer Art von semantischer Entlehnung zu tun (der Übertragung der sprachbezogenen Bedeutungsaspekte von *theodiscus* auf *diutisk*) oder aber mit einer unabhängig von *theodiscus* bei *diutisk* eintretenden Bedeutungsspezifizierung: einer Hyposemierung, d. h. einem ‚normalen‘, jederzeit möglichen Muster der Bedeutungsentwicklung.

Der bekannteste Beleg für die Annahme, dass ein Bewusstsein sprachlicher Einheit im 9. Jahrhundert nicht die Regel, sondern über den Alkuin-Kreis hinaus kaum

verbreitet war, ist eine Stelle bei Frechulf von Lisieux, die von einem gemeinsamen Ursprung germanischer Stämme (der Franken, Goten und anderer *nationes theotiscaae*) berichtet. Frechulf wurde zwischen 822 und 824 zum Bischof der nordfranzösischen Stadt Lisieux erhoben; zwischen 851 und 853 starb er dort. Üblicherweise wird angenommen, dass er mit Hrabanus Maurus persönlich bekannt war; möglicherweise gehörte auch er zu den Schülern Alkuins. Zwischen etwa 825 und 830 erstellte er eine Weltchronik, in der er unter anderem die Geschichte der Franken erzählt. Deren Ahnherr, so heißt es, sei ein gewisser Phrygas (von dem auch die Phryger abstammen sollen); er sei zusammen mit Aeneas aus dem brennenden Troja geflohen. Von diesem Phrygas soll ein Geschlecht herrühren,

dessen Angehörige, nachdem sie mit ihren Frauen und Kindern viele Gebiete durchzogen hatten, einen König namens Francio aus ihren Reihen wählten (nach welchem sie die Franken heißen), weil dieser Francio im Krieg sehr tapfer gewesen sein soll. Und nachdem derselbe Volkstamm mit sehr vielen Völkern gekämpft hatte, lenkte er seinen Weg nach Europa und ließ sich nieder zwischen Rhein und Donau. (Frechulf 825/30, 80f.; meine Übersetzung, jab)

Soweit die damals herrschende Meinung. Da Frechulf jedoch, wie zu seiner Zeit üblich, eine Kompilation alles ihm verfügbaren Wissens liefert, berichtet er in knappen Worten auch noch eine mögliche Alternative: Andere Autoren versichern, dass die Franken

descanza insula· quae uagin<sup>a</sup> gentium est· exordium <sup>h</sup>abuisse· de qua gotthi & ceterę nationes· theotist<sup>e</sup> exierunt· qđ & idioma linguę eorum testatur;  
von der Insel Scanza [d. i. Skandinavien] stammen, welche die Vagina der Völker ist, [und] von der die Goten und die übrigen theotiscen Volksstämme herkommen, was sich auch in der Art ihrer Sprache zeigt (Frechulf 825/30, 81; meine Übersetzung, jab).

Mit dem Hinweis auf Skandinavien als Ursprungsland lehnt sich Frechulf im Wesentlichen an den römisch-gotischen Historiker Jordanes († nach 552) an, dessen *Geschichte der Goten* dieselbe Darstellung bietet. In der Formulierung & *ceterae nationes theotiscaae* freilich, die bei Jordanes nicht vorkommt, ist ein Zusatz Frechulfs zu sehen. Dessen Weltchronik ist in insgesamt 40 Handschriften (vgl. Geschichtsquellen 2012) vollständig oder – häufiger – in Teilen überliefert. Eine kritische Ausgabe gibt es nicht; die Edition von Jean-Paul Migne, die in der Forschung üblicherweise zitiert wird, folgt einem Druck aus dem 16. Jahrhundert, in dem unter anderem einzelne Textabschnitte völlig fehlen. Zieht man die Handschriften selbst zu Rate, so stellt man fest: Auch in den vollständigeren von ihnen fehlt bis auf wenige Ausnahmen die Scanza-Geschichte und damit der *theodiscus*-Beleg. Offenbar handelte es sich bei der skandinavischen Herkunft der Germanen nach Auffassung des Mittelalters um eine derart kuriose Mindermeinung, dass sich die meisten Abschreiber nicht die Mühe machten, die Stelle wiederzugeben.

Die älteste und nach allgemeiner Ansicht beste Handschrift ist der Codex Sangallensis Nr. 622 aus dem 9. Jahrhundert. Es handelt sich bei ihm allerdings nicht

um Frechulfs Originalhandschrift (diese ist offenbar verloren), sondern bereits um eine Abschrift, was man schon daran erkennt, dass die insgesamt 11 verschiedenen Schreiber (v. Scarpatetti 2003, 222) etliche Fehler gemacht haben, die dem Autor vermutlich nicht unterlaufen wären. So finden sich die Goten (*gothi*) mit Doppel-t, und statt *nationes theotiscę* liest man *nationes theotistę*, handschriftlich verbessert wahrscheinlich von dem Besitzer des Codex im 16. Jahrhundert, dem Schweizer Humanisten Aegidius Tschudi (v. Scarpatetti 2003, 223); s. Abb. 2. Dieser hatte ein besonderes Interesse an allem, was die Germanen betraf; er hat hauptsächlich dort in sein Buch gekritzelt und Unterstreichungen vorgenommen, wo es um dieses Thema geht. Somit kannte er natürlich auch das Wort *theotiscus* und korrigierte den Schreibfehler.

Die anonyme mittelalterliche Hand schreibt *theotistus* mit einer für die karolingische Minuskel typischen *st*-Ligatur. Es erscheint leicht möglich, dass die *sc*-Schreibung der Vorlage bei der Reproduktion fälschlich als *st* gelesen wurde, denn beide Schreibungen sind einander in dieser Schrift sehr ähnlich. Kein Abschreiber macht zwar normalerweise einen solchen Lesefehler, da es ein Wort *theotistus* nicht gibt und wohl niemand wissentlich Unsinn schreibt. Eben dies aber könnte nun wiederum ein Hinweis darauf sein, dass der Abschreiber das Wort *theotiscus* nicht gekannt, es ohne Verstand gelesen und wiedergegeben und also nicht bemerkt hat, dass ihm ein Fehler unterlief.

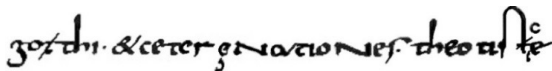


Abb. 2: Cod. Sangall. 622, p. 81; Korrekturen wohl von Tschudi (16. Jh.)

Die Vorstellung von der skandinavischen Herkunft und der Stammesverwandtschaft der germanischen Völkerschaften und auch das zur Bezeichnung dieser Zusammenhänge im 8/9. Jahrhundert zur Verfügung stehende Adjektiv *theodiscus* war offenbar nicht im kollektiven Bewusstsein der Zeitgenossen verankert. Die zeitgenössische Sprachgemeinschaft war sich in aller Regel wohl nicht bewusst, ‚deutsch‘ zu sprechen oder zu schreiben, und wenn doch, dann spielte dieses Wissen für sie im Alltag praktisch keine Rolle. Wenn es zutrifft, dass die Abschrift von Frechulfs Weltchronik, in der das Adjektiv *theotiscus* falsch geschrieben ist, im unmittelbaren „Umkreis oder dem eigenen bischöflichen Scriptorium des Autors“ in Lisieux angefertigt wurde (v. Scarpatetti 2003, 222), so ist das Argument umso stärker: Selbst Frechulfs unmittelbare Umgebung verfügte dann offenbar nicht über dieses Spezialwissen.

Dies änderte sich in den folgenden Jahrhunderten; spätestens im Hochmittelalter war ‚Deutsch‘ in Abgrenzung gegen andere Sprachen im Bewusstsein der Zeitgenossen fest verankert (vgl. Reichmann, S. 57 im vorliegenden Band). Im frühen 15.

Jahrhundert rühmte sich beispielsweise der vielgereiste Oswald von Wolkenstein: „Französisch, mörisch, katlonisch und kastilian | teutsch, latein, windisch, lamper-tisch, reuschisch und roman | die zehen sprach hab ich gebraucht“ (Wachinger 2015, 48).

Schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts hatte Dante Alighieri (*De vulgari eloquentia*) die Volkssprachen gegenüber dem Lateinischen aufgewertet. Die Beschäftigung mit den Volkssprachen wurde dann in der frühen Neuzeit zu einer „Erscheinung im gesamten Europa“ (Gardt 1999, 45). Der diskursiven Konstruktion des Sprachindividuums diene unter anderem die Zuschreibung einer individuellen Geschichte. Dabei orientierten sich das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit durchgängig an der alttestamentlichen Tradition: Aus der babylonischen Sprachverwirrung (Gen. 11, 1–9) sind nach weit verbreiteter Ansicht 72 Sprachen hervorgegangen (hierzu ausführlich Borst 1960, 1013–1042); in einer Fassung des Augustiner-Eremiten Leopold von Wien aus dem späten 14. Jahrhundert: „got erczürent und tailt ain zung oder sprach [...] in zwo und sibenzig sprache, daz einer den andern nicht mocht vernemen“ (Seemüller 1909, 10). Auf diese Weise, so der niederbayerische Ritter Hans Ebran von Wiltenberg Ende des 15. Jahrhunderts, „wardt jedem geschlecht sein besondere sprach an dem paß des hohen turn zů Babilyon“ (Roth 1905, 6).

Während die Erzählung von der babylonischen Sprachverwirrung als solche in der frühneuhochdeutschen Sprachreflexion nicht in Zweifel gezogen wird, werden allerdings im 16. Jahrhundert Zweifel an der Zahl 72 laut: „[E]s haben auch von der zertheilung der zungen oder sprachen viele geschrieben, und sagen gemeiniglich, daß zwo und siebentzig sprachen überall seind in der gantzen welt, etc. Diß hat keinen grundt, denn wir können auch nicht wißen, wie mancherley sprachen in der welt seyen“ (Österley 1869, 3, 146).

Mit Ausnahme der *Thüringischen Weltchronik* des Johannes Rothe (1421), in der als Urvater der Deutschen ein gewisser Trebeta, der Sohn des babylonischen Königs Ninus und angebliche Gründer der Stadt Treberis (= Trier) genannt wird (vgl. Schneider 2000, 153), führt man in der frühen Neuzeit die deutsche Sprache auf Askenas, einen Urenkel Noahs zurück, wobei strittig ist, ob die ‚Deutschen‘ bei der babylonischen Sprachverwirrung anwesend waren (vgl. Gardt 1994, 349). Im letzteren Fall bestünde die Möglichkeit, dass die Sprache des Paradieses im Deutschen noch ungebrochen fortlebt – wie es schon der so genannte Oberrheinische Revolutionär annimmt, der davon überzeugt ist, dass „Adam [...] ein tusch man gewesen“ sei und dass Japhet, der Sohn Noahs und Stammvater der Europäer, die „Adam sprach, das was Tusch“ schon lange – 400 Jahre („III<sup>c</sup> jar“) – vor der babylonischen Sprachverwirrung („zerstörung der sprochen“) „vff den Rhin“ gebracht habe (Franke/Zschäbitz 1967, 226). Das Deutsche sei damit älter und vornehmer als selbst das Hebräische, dessen Stammvater Heber zusammen mit den Stammvätern aller anderen ‚sekundären‘ Sprachen beim Turmbau zu Babel gearbeitet habe (ebd.).

Bei anderen Autoren, die unwesentlich bescheidener argumentieren, wird die deutsche Sprache als wesensgleich mit der keltischen gesetzt (die ihrerseits mit der

chaldäischen identifiziert wird). Dabei handelt es sich um „das übliche Verfahren, den Ursprung des Deutschen zeitlich rückzuverlagern und es damit letztlich an das Hebräische anzuschließen“ (Gardt 1994, 349).

Wie auch immer die Geschichte im Einzelnen zurechtgelegt wird: Der Topos vom hohen Alter der deutschen Sprache steht in der frühen Neuzeit fest – notfalls auch ganz unabhängig von der biblischen Erzählung. So werden beispielsweise die Skythen, mit denen der Perserkönig Kyros im Krieg lag, als „vhralte Deutsche Leut“ apostrophiert, die „Sächsische Sprach“ gebraucht haben sollen (Rollenhagen 1608, 588).

Wird durch die Fiktion einer individuellen Geschichte der Sprache ihre Identität gesichert, so kann umgekehrt das Konstrukt ‚sprachliche Identität‘, und dabei nicht zuletzt der stereotype Verweis auf die Geschichte der Sprache und ihr hohes Alter, auch dabei helfen, die Identität der Sprachgemeinschaft im Sinne einer ‚Nation‘ zu begründen. Dafür werden in der Regel Ereignisse oder Figuren der politischen Geschichte, z. B. Herrscherpersönlichkeiten, für sprachhistorisch relevant erklärt. In Carl Gustav von Hilles *Teutschem Palmaum* erscheinen mehrere deutsche Kaiser, Könige und Fürsten als Helden der Sprachgeschichte: Karl der Große, der „die Teutschen [sic] Sprache in eine lehrartige Verfassung zu bringen angefangen“ habe (v. Hille 1647, Vorr.), Rudolf I. „welcher zu Nürnberg einen Reichstag wegen der Teutschen Sprache gehalten“ und festgelegt habe, „daß man alle Ausschreiben / Freyungsbriefe und Handlungen in Teutscher Sprache verfassen solte“ (ebd.) und Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, der Gründer der Fruchtbringenden Gesellschaft (ebd.); im weiteren Verlauf des Textes heißt es, dass Ludwig von Anhalt-Köthen „in die löbliche Fußstapfen / Kåiser Carl des Grossen / Kåiser Carls des IV. und V. Otto des II. Heinrich des III. Friederich des II. und Rudolph des I. getretten“ sei (ebd., 25). Die Reihe weist gewisse Übereinstimmungen auf mit den Stationen der deutschen Sprachgeschichte, die noch im 19. Jahrhundert Karl Müllenhoff konstatiert, wenn er Karl den Großen, die Stauferkaiser, Karl IV., Maximilian I. und die kursächsische Kanzlei als relevant für die Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache benennt (Müllenhoff 1864, XXIII–XXVII). Gewissermaßen am Vorabend der Bismarck’schen Reichsgründung, durch die eine von bestimmten Kreisen seit Langem erstrebte nationale Einigung zustande kam, stellt der preußenfreundliche Sprachhistoriker fest:

die entwickelung die im VIII/IX jh. begonnen ist damit zum ziele gelangt, aber nur indem sie dahin zurückkehrte, wo sie zuerst ansetzte, zu einem der mittleren dialecte [sc. der ostmitteldeutschen ‚Sprache der sächsischen Kanzlei‘; jab], einer fortsetzung des fränkischen, der mit all seinen niederdeutschen bestandteilen in die neue sprache aufgieng und nun mit recht auch über das niederdeutsche die oberhand gewann. wie im staat, in religion, wissenschaft und kunst, so geht auch in der sprache das einheitliche leben der nation von dem gewaltigen manne [sc. Karl d. Gr.; jab] aus, der zuerst ihre verschiedenen stämme zusammenfasste, ihre geschichte an die der alten welt anknüpfte und sie so in eine bahn wies, deren letztes stadium noch zu durchlaufen ist. (Müllenhoff 1864, XXVII)

### 3 Charakterisierungen des Deutschen

Nicht nur die Frage nach der Einheit(lichkeit) der Sprache, sondern auch die nach ihren Charakteristika wird in der Sprachreflexion bereits früh thematisiert. Schon der erste namentlich bekannte volkssprachliche Autor des 9. Jahrhunderts, der Mönch Otfrid von Weißenburg, spricht – in Abgrenzung von den drei heiligen Sprachen, vor allem vom Lateinischen, und gemessen am Wertmaßstab der antiken Rhetorik – von *huius linguae barbaries* (›Rohheit dieser Sprache«, d. h. seiner Muttersprache, die er [*lingua*] *theodisca* oder *frenkiska zunga* nennt) und bezeichnet sie als *inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis* (›ungebildet und undiszipliniert und nicht gewöhnt, sich dem lenkenden Zügel der grammatischen Kunst zu fügen«; vgl. Gardt 1999, 13–24). Die Spezifika, die Otfrid in Lautung, Schreibung, Morphologie und Syntax benennt, machen deutlich, dass er sie „nicht als Kennzeichen einer eigenständigen Sprache [...], sondern ausschließlich in ihrer Relation zum sprachlichen Ideal, als Abweichung von der ‚eigentlich richtigen‘ Größe Latein“ versteht (Gardt 1999, 15). Vergleichbare Defensivhaltungen – „ein wenig trotzig die eigene Sprache bzw. Varietät verteidigend“ (ebd., 16) – begegnen in der Geschichte der Sprachreflexion immer wieder, sei es in Bezug auf die Muttersprache in ihrem Verhältnis zu anderen Sprachen (bis in die frühe Neuzeit in der Regel zum Lateinischen, vom 17. bis ins frühe 20. Jahrhundert in der Regel zum Französischen, seit spätestens Mitte des 20. Jahrhunderts in der Regel zum Englischen), sei es in Bezug auf eine Varietät (meist den heimatlichen Dialekt) in ihrem Verhältnis zu anderen Varietäten (in der Regel der/einer Leitvarietät). Sie sind Anzeichen für Sprachwertmuster bzw. Sprachprestigeverhältnisse (vgl. u. Punkt 4), zu meist – gerade wenn die Überlegenheit der eigenen Sprache bzw. Varietät gegenüber anderen behauptet wird – für ein Minderwertigkeitsgefühl, das hinsichtlich der eigenen Sprachgemeinschaft empfunden wird. Mit Abgrenzungstendenzen ist auch dann zu rechnen, wenn Vergleichssprachen oder -varietäten nicht explizit genannt, sondern lediglich absolute Qualitäten der eigenen Sprache oder Varietät behauptet werden.

Seit dem späten Mittelalter und bis in die Barockzeit gelten „das hohe Alter, die sogenannte Grundrichtigkeit (Analogismus, Logik), der Reichtum, die Eigentlichkeit (= Gemäßheit von Sprache und Welt), ihre Literaturfähigkeit, auch die Anzahl der Sprecher einer Sprache usw.“ als charakteristische Eigenschaften der deutschen Sprache (Reichmann 2003, 50). Selbst wenn sie nicht bis unmittelbar ins Paradies zurückverfolgt wird (s. o., Abschnitt 2), erscheint sie als weitaus älter als das Lateinische:

Man weis ja aus der Zeitkunde oder *Chronologia*, daß erst im Jahr 3212. nach Erschaffung der Welt / Rom erbauet / und von allerhand zusammen gelaufenem Völklein / derer Sprachen vielerley gewesen / bewohnt worden / auch die Lateinische Sprache under ihnen etliche hundert Jahre lang ungewiß und barbarisch gewesen; da hingegen im Jahr 1780. nach der Welt An-

fang die Teilung der Erde von dem Erzvater Noa vorgangen / und Aszenas sich nacher *Europa* und Abendwärts gewendet / auch mit seinem Volke 1432. Jahr Teutsch geredet / ehe noch ein einziger Stein an den Mauren der Stadt Rom geleet worden. (Stieler 1691, Vorr.)

Die deutsche Sprache ist eine *majestätische Heldensprache* (Mannack 1972, 2, 70), *tapfer* (Wiedemann 1965, 384), *wunderkräftig*, *wortmächtig* und *quellreich* (ebd., 386), *mildreich*, *freygebig* und *neu gegen jhren Ausschöpfer* (Schottelius 1663, 94), hat *liebliche Härte*, *männliches Gelaute*, *fließende Süßigkeit* (Wiedemann 1965, 397), *Zier* und *Pracht* (ebd., 403). In einem verbreiteten Topos wird sie mit einer „reine[n] unbeflekte[n] Jungfrau“ verglichen, indem seit jeher „Teutschland von frembder Macht unbezwungen / und von frembden Sprachen unverworren“ geblieben sei (ebd.). Allerdings wird befürchtet, dass die „reine / Edele / Königliche Teutsche Haupt-Sprache zu einer allgemeinen Huren und Bettlerin“ gemacht werden könne,

die von jedem Ausländer bald hier bald dar ein bißlein Brot / damit sie gleichwo jhr SprachLeben erhalte müsse annehmen / auch die man allerwegen beklauben und berauben begreifen und abkniffen / und mit jhr also umgehen und gebehren könne und dürfe / biß sie nach einer sich umdrehenden SprachKlaub Lust zum misgebornen Fündling und Hurenkinde verstatet werde (Schottelius 1663, 1246);

zur Hypostasierung der Sprache, zur Frauen- und insbesondere zur Jungfrauen-Metapher vgl. Gardt (1994, 148–151).

Die übertrieben anmutende Metaphorik und der insgesamt etwas hysterische Ton der Reinigkeitsdebatten im 17. Jahrhundert – sie kehren in anderen historischen Kontexten, aber teilweise unter Beibehaltung der Topoi, der Metaphern und des Tonfalls mehrfach wieder, z. B. im Zusammenhang der gegen die napoleonische Herrschaft gerichteten Befreiungskriege im frühen 19. Jahrhundert, im Vorfeld des Ersten Weltkrieges sowie an der Wende zum 21. Jahrhundert – hängt mit dem in dieser Periode unverkennbar manifest werdenden und als bedrohlich empfundenen französischen (seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: angloamerikanischen) Einfluss zusammen. Die bipolare Frauenmetapher ist auch ohne Bezug auf die Fremdwortfrage wirkmächtig. Beispielsweise begegnet sie bei dem Sprachkritiker Karl Kraus: „Meine Sprache ist die Allerweltshure, die ich zur Jungfrau mache“ (Kraus 1919, 293).

Ein Relikt der antifranzösischen Alamode-Kritik des 17. Jahrhunderts ist die mindestens bis ins 19. Jahrhundert anzutreffende Behauptung, dass das Französische die Sprache der Lüge sei, wohingegen man im Deutschen nicht lügen könne. Der anonyme Autor des *Sprach-Verderbers* (1643, 290) urteilt: „Complementen ist so viel als Gepräg (gut teutsch / Aufschneiderey / Betrug / Heucheley /)“ und fragt polemisch:

[W]ie kan es immer möglich seyn / daß ein Teutscher / der von Art nicht viel Wort machet / nicht viel Schwätzens vnd Großsprechens achtet / seiner Natur zu wider es mit so läppischen babbeleyen recht meinen solte? [...] Also alle solche heutige Aufschneidereyen / wie schön sie äusserlichen Thon nach lauten / sind im Hertzen doch nicht eines Drecks werth / vnd wann sie



am besten sind / vnd du meinst / du habest nun alles was du begehrest / so weissest du im auskehren weder das was du begehret / noch das was man dir geben / vor einander zu erkennen / dann der Wind führet die Wort darvon / vnd so wenig als du den Weg eines Vogels wirst finden können in der Luft / so wenig wirst du den Nachtruck vnd die Wirkung solcher Aufschneide-reyen spüren mögen. (Ebd.)

Weise (1679, 295f.) zitiert das Sprichwort *un complimenteur est un accompli menteur*, das er mit „Ein Compliment-Macher ist ein *Completus mentitor*, das ist / ein *perfecter Lügner*“ übersetzt (ebd., 296). Für Herder, der die Meinung vertritt, dass die Sprache das Denken beeinflusst und dass man je nach der Sprache, die man spricht, in unterschiedlicher Weise denkt, gibt es „[s]chwerlich [...] eine schimpflichere Sklaverei als die Dienstbarkeit unter Französischem Witz und Geschmack, in Französischen Wortfesseln“ (Herder 1797, 50f.), denn die Oberflächlichkeit der französischen Sprache wirke sich auf diejenigen aus, die sie verwenden:

[S]ie macht uns andrer, stärkerer Eindrücke so unfähig, so in uns selbst erstorben! Sagen Sie einer flachen Seele von Deutsch-Französischer Erziehung das Stärkste, das Beste in einer andern Sprache: man versteht Sie *F r a n z ö s i s c h*. Lassen Sie es sich wieder sagen, und Sie werden sich vor Ihrem eignen Gedanken oft schämen. [...] Da [...] die Deutsche Sprache [...] gleichsam nur *H e r z u n d V e r s t a n d* ist und statt feiner Zierde Wahrheit und Innigkeit liebet, so zerstäubt ihr Nachdruck einem gemeinen Französischen Ohr, wie der fallende Strom, der sich in Nebel auflöset. Wie manchen hohen Begriff, wie manches edle Wort auch der alten Römersprache hat die Gallische Eitelkeit geschminkt, entnervt, verderbet! (Ebd., 51f.)

Johann Gottlieb Fichte greift in seinen *Reden an die deutsche Nation* diesen Gedanken auf und führt ihn weiter. Er geht von einem Einfluss der sprachlich gefassten und tradierten Erfahrungen und Meinungen früherer Generationen auf eine Sprachgemeinschaft aus, durch den die Sprache konstitutive Bedeutung für die Nation gewinnt. Das Eindringen fremder Elemente in eine Sprache soll nach dieser Auffassung vermieden werden, da andernfalls die Denkweise der Sprachgemeinschaft verfälscht würde. Wenn ein Wort nicht etymologisch oder morphologisch durchsichtig ist und mithin auch semantisch im Rahmen eines bestimmten Sprachgefüges verstanden werden kann, so ist seine Bedeutung nicht „unmittelbar klar“, sondern „völlig [...] willkürlich“ (Fichte 1808, 321). Solche fremden Sprachbestandteile sind im Ganzen der Sprache „todt, abgeschlossen, und [...] durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten, abgeschnitten von der lebendigen Wurzel“ (ebd.).

Zu Sprachen, die in dieser Weise ‚unlebendig‘ sind, erklärt Fichte die romanischen Sprachen – insbesondere meint er das Französische –, da sie ihren Bezug zur gemeinsamen Wurzel Latein verloren haben: Ohne „gelehrte Ergründung des Alterthums und seiner wirklichen Sprache“ sind den „neulateinischen Völkern“ die Wurzeln ihrer Wörter nicht bekannt (ebd., 322), so dass sie gleichsam ihre eigene Sprache als Fremdsprache, als eine „im Grunde todte und unverständliche Sprache“ empfinden (ebd., 321). Eine solche nun lässt sich „sehr leicht verdrehen und zu allen

Beschönigungen des menschlichen Verderbens misbrauchen“, was in einer „niemals erstorbenen“ Sprache nicht in dieser Weise möglich ist (ebd.). Überspitzt formuliert: Im Deutschen kann man nicht, im Französischen hingegen nur lügen.

Arndt (1818, 360) greift diesen Gedanken auf: „[D]ie Sünde mit einem Halbschein von Tugend und Anmuth [zu] verzeren wird unserer Sprache gottlob tausendmal schwerer als es der französischen ist“. Ebenso verflucht findet sich Fichtes Position bei Friedrich Ludwig Jahn:

Ohne Sprache giebt es kein Festhalten der Begriffe, kein Bestimmen derselben zum Urtheil, kein Aneinanderreihen von diesen zu Schlüssen. [...] Sollen in früher Jugend zwei oder mehrere Sprachen zugleich ihre Würksamkeit äußern, so müssen sie sich mit den Vorstellungen kreuzen, den Gedankenzusammenhang stören, den ganzen Menschen verwirren. [...] Unsere Affenliebe für fremde Sprachen hat lange schon Windbeutel, Aufblasefrösche und Landläufer wichtig gemacht; in den fremden Sprachlehrern gefährliche Kundschafter ins Land gezogen; durch die Immerzüngler und Näseler unser biederherziges Volk verdorben, unsere sinnigen Weiber verpuppt. Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift. [...] In einer fremden Sprache wird man vor einer Anstößigkeit schon weniger roth, und in manchen klingen die Lügen sogar schön. (Jahn 1810, 184–187)

Selbst bei Goethe taucht der Gedanke auf: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“ (Goethe 1832, 98); hingegen ist die französische Sprache für

Reservationen, Halbheiten und Lügen [...] eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges *treulos* ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht betrügen und belügen können! (Goethe 1795, 234)

In der Zeit vor dem 17. Jahrhundert spielt das sprachenbezogene Konkurrenzdenken hingegen kaum eine Rolle; allenfalls klingt es im Rahmen der Diskussion um Übersetzung und Übersetzbarkeit an – z. B. in Luthers *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530) – oder im Zusammenhang der Frage nach dem besten Deutsch (s. u. Abschnitt 4). Dementsprechend wird auch die Frage der Reinigkeit weit weniger aufgeregt diskutiert. Das gesamte Mittelalter hindurch ist sie kein Thema; selbst Thomasin von Zerclaere, der angibt, er wolle in sein Lehrgedicht *Der welsche Gast* (1215/16) „welhischer worte mischen niht [keine romanischen Wörter mischen]“, da dies die Textsorte verbiete, hat prinzipiell keine Vorbehalte gegen Fremdwörter; er weist darauf hin, dass er „welhische kann [Romanisch beherrscht]“ – er ist Muttersprachler eines norditalienischen Dialekts – und es ihm nicht missfällt, wenn jemand „strifelt sîne tiusche [...] mit der welhsche [sein Deutsch mit Romanischem tüpfelt]“ (Willms 2004, 23).

Dies gilt auch noch im 16. Jahrhundert: Beispielsweise stellt Valentin Ickelsamer fest, „das auch kain sprach, die teütsch sonderlich, gantz lauter, sonder sein all

untereinander vermischt“, weshalb „auch keine eine die andere vollkommen verstanden mög werden“ (Kohler 1881, 34).

Immer wieder finden sich Phasen in der Geschichte der Sprachreflexion, in denen die Fremdwortfrage unaufgeregt diskutiert wird. So spottet der Romantiker August Wilhelm Schlegel über „eingefleischte Puristen“, die

nicht das geringste fremde Tütelchen in der Sprache dulden wollen, und sich darüber mit selbstsam Erfindungen von Wörtern den Kopf zerbrechen, ohne zu bedenken, daß sie etwas unmögliches wollen, daß der allgemeine Völkerverkehr in allen Sprachen einzelne Einmischungen veranlaßt hat, und daß sich die vor Alters aufgenommenen fremden Wörter nicht mehr herauschaffen lassen. (Schlegel 1803/04, 20)

## 4 Norm und Variation

Die Zuschreibung besonderer Qualitäten muss nicht notwendig in Abgrenzung gegen andere Sprachen oder Varietäten, sondern kann auch im Vergleich mit einem angenommenen Idealzustand der eigenen Sprache oder Varietät – in der Regel: einem Normpostulat – erfolgen. Die Idealvorstellung kann dabei mit der sprachlichen Realität gleichgesetzt werden. Auf diese Weise kann der angestrebte Idealzustand als ‚dem Wesen nach‘ längst erreicht und damit als real existent deklariert werden; alles von ihm sich Unterscheidende erscheint dann nicht mehr als vollwertige Realität, sondern nur noch als Realität minderen Ranges, als Abweichung, als ein der Korrektur bedürftiger Einzelfall.

Betrachtet man die Geschichte der deutschen Sprache als eine Gesamtheit von Standardisierungs- und Destandardisierungsprozessen, anders gesagt: als ein Amöbisieren zwischen Phasen mit horizontal oder eher horizontal und Phasen mit tendenziell oder auch weitgehend vertikal ausgerichtetem Varietätenspektrum (vgl. Reichmann 1988; 1990; 2003), so lässt sich ungefähr folgender Verlauf konstatieren (vgl. auch S. 111 und 334 im vorliegenden Band): In der Zeit vom 8. bis zum späten 12. Jahrhundert ist keine Leitvarietät erkennbar; Ansätze zu einer solchen finden sich in der oberdeutschen Literatursprache im 13. Jahrhundert; diese Ansätze verlieren sich wieder im 14. und vor allem im 15. Jahrhundert; neue Ansätze zu einer (anderen) Leitvarietät finden sich im 16. und verstärken sich im 17. Jahrhundert, führen im 18. Jahrhundert zur Herausbildung einer allgemein anerkannten Literatur- und Wissenschaftssprache, die dann im 19. Jahrhundert immer stärker normiert wird (bis hin zur Kodifikation von Lautung und Schreibung Ende des 19. bzw. Anfangs des 20. Jahrhunderts). Ab spätestens dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, intensiviert durch die Einführung der neuen Medien kurz vor der Jahrtausendwende, ist erneut ein Normenabbau zu konstatieren (Bär 2009, 84–94). Diese Prozesse lassen sich nicht nur objektsprachlich beschreiben, sondern finden ihr Pendant in der metasprachlichen Reflexion. Dass im 13. Jahrhundert – und möglicherweise bereits

deutlich früher (vgl. S. 119 im vorliegenden Band) – ein Varietätenprestigegefälle von Süd nach Nord zu erkennen ist, zeigt die zeitgenössische Sprachreflexion deutlich. Dem Franziskaner Berthold von Regensburg (ca. 1260/70) zufolge verwenden Sprecher des Niederdeutschen („niderlender“) häufig hochdeutsche Varietäten, nicht aber umgekehrt, was ohne die Annahme unterschiedlicher Wertigkeiten des Hoch- und des Niederdeutschen kaum zu erklären ist:

Ir wizzet wol, daz die niderlender unde die oberlender gar ungelich sint an der sprâche und an den siten. Die von Oberlant, dort her von Zürich, die redent vil anders danne die von Niderlande, von Sahsen, die sint ungelich an der sprâche. [...] Jedoch sô redet ein niderlender gar rehte als ein oberlender etewenne [...]. [...] Also stêt ez umbe die niderlender und umbe oberlender, daz manic niderlender ist, der sich der oberlender sprâche an nimet. (Pfeiffer 1862, 250f.).

Demgegenüber verfügt Eberhard von Erfurt (ca. 1220) als Sprecher einer mitteldeutschen Varietät über genügend Selbstbewusstsein, auch mitteldeutsch zu schreiben:

ich bin ein Durenc von art geborn:  
hêt ich die sprâche nû verkorn  
unt hête mîne zungen  
an ander wort getwungen,  
warzuo wêre mir daz guot?  
ich wêne er effenliche tuot [ich glaube, derjenige handelt wie ein Affe]  
der sich der sprâche zucket an,  
der er niht gefuogen kan. (Bechstein 1869, 162f.)

Dass dergleichen überhaupt Erwähnung findet, lässt darauf schließen, dass es die Meinung gab, ein mitteldeutscher Autor müsse sich einer anderen Schreibvarietät (unzweifelhaft einer oberdeutschen) bedienen: Gegen eben diese Erwartungshaltung setzt sich Eberhard zur Wehr.

Mit Albrecht von Halberstadt, der zu Beginn des 13. Jahrhunderts für eventuell falsche Reime vorauseilend um Nachsicht bittet, lässt sich das hochmittelalterliche Varietätenprestigegefälle genauer spezifizieren: vom Westoberdeutschen als angesehenstem Schreibdialekt über das Ostoberdeutsche, das Ostmitteldeutsche und das Westmitteldeutsche bis hin zum Niederdeutschen. Der Autor teilt mit, er sei „weder Swâp noch Beier, | weder Dürinc noch Franke“, vielmehr „ein Sachse“, das heißt ein Sprecher des Niederdeutschen, der sich des Hochdeutschen als Schreibdialekt nicht völlig sicher sein kann (Bartsch 1861, 2).

Dagegen findet sich im hochdeutschen Dialektgebiet spätestens im 15. Jahrhundert die Meinung, dass alle räumlichen Varietäten prinzipiell gleichwertig seien. Selbst aus niederdeutscher Sicht – vor dem Hintergrund der gängigen Vorurteile gegen die eigene Sprache, die „etliche vil Jar her [...] als grob vnd beurisch / verlachet / verachtet vñ verspiegen ist worden“ (Schöpffer 1550, Vorr.) – wird selbstbewusst vorgetragen, „das vnser zung (so ferne sie [...] recht prononciert wirdt) in ihr selbst gantz rein vñ vnstrefflich ist“ (ebd.). Eine Orientierung von Schreibern eines

Dialekts an Vorbildern anderer Dialekte wird als überflüssig, im extremsten Fall sogar als Verstoß gegen die göttliche Ordnung angesehen. So beklagt der Esslinger Stadtschreiber Niklas von Wyle in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zeitgenössische Schreibmoden wie die, dass anstelle des Diphthonggraphems <ai> neuerdings <ei> geschrieben werde: „daz ain grosse vnnütze endrung ist vnders gezüngs darmit wir loblich gesündert wären von den gezüngen aller vmbgelegnen landen“ (v. Keller 1861, 351). – Die eigentliche Motivation für die Weigerung des Autors, neuartige Schreibungen zu übernehmen, ist allerdings wohl – wie heute noch bei vielen Kritikern sprachlichen Wandels – schlicht Bequemlichkeit: „Ich [...] hab mich [...] grosses flysses gebuchtet dz jch gewonte zescriben ai für ei. Aber yetz were not mich des wider ze entwennen [...] das ich aber nit tûn will“ (ebd.).

Bis ins erste Drittel des 16. Jahrhunderts gibt es die Auffassung, dass keine räumliche Varietät der anderen vorzuziehen sei. Der anonyme Verfasser des Kölner *Schryfftspiegels* (ca. 1527) plädiert dafür, ein Berufsschreiber solle

sich [...] vyß flyssigen / dat he ouch ander duitsch / dan als men in synk lant synget / schriuen lesen vnd vur nehmen moeg. Als is he eyynn Franck / Swob / Beyer / Rynlender etc. sall [he] ouch sassenscher / merckyscher spraiche eyyns deyls verstandt hauen Des gelichen wederumb / is einer eyn Saß / Merker etc. he sal sich des hochduytzchen myt flissigen. dan eynem berömden schriuer kumpt mencher leye volck zo hant / vnd wan als dan eyynn ytlicher wulde ader südde syngen als ym der snauel gewassen were / so bedörft men wail tussen eynem Beyeren vnd Sassen eyn tolmettsch. (Müller 1882, 383)

Diesem Konzept einer prinzipiellen Gleichwertigkeit der Varietäten stehen aber bereits Vorstellungen eines sprachlichen Ideals gegenüber – vereinzelt seit dem 15. Jahrhundert, wie eine Papierhandschrift der Nürnberger Stadtbibliothek zeigt:

[D]ie teutsche sprach ist gar wandelber und gar mangerley. Und darumb so schreibt sie ein itlicher nach seinem haubt, und nach seinem dorff, als er kan; darzu wirt selten einer funden, der dieselben sprache, darynnen er geborn und erzogen ist, recht schreiben könne, wie wol er sie villeicht recht sprechen kan. So vindet man auch gar selten einen der die teutschen buch recht verste. Und darumb so können sie die auch nicht recht schreiben, wann ein itlicher so er went er wöll die sprache, oder die synne, oder die wort pessern, so pösert er sie. (Zit. n. Zeitschr. f. dt. Altertum u. dt. Lit. 63 [1926], 128).

1531 heißt es bei Fabian Frangk, die hochdeutsche Sprache sei zwar „an jr selbs rechtfertig vnd klar“, jedoch „in vil puncten vnd stücken [...] nicht einhelich / Denn sie in keiner jegnit oder lande / so gantz lauter vnd rein gefurt / nach gehalten wird / das nicht weilands etwas straffwirdigs / oder misbreuchiges darin mitliefft / vnd gespürt würde“ (Müller 1882, 94). Deshalb solle man „deutscher sprachenn auf eins lands art vnd brauch allenthalben nicht nachfolgen“, vielmehr „gutter exemplar warnehme[n] / das ist / gutter deutscher buecher vnnd verbriefungen / schrieflich odder im druck verfast vnd ausgangen“ (ebd.).

Während der Gedanke, dass nicht eine bestimmte Varietät die beste sei, sondern dass Charakteristika unterschiedlicher Varietäten in eine ideale Sprachform einfließen müssten, verbreitet ist, variieren die Empfehlungen bezüglich „gutter exemplar“. Frangk nennt den Schreibusus der Kanzlei Kaiser Maximilians I., Martin Luthers und der Augsburger Offizin Johann Schönspergers (in der die Reichsab-schiede gedruckt wurden) – diese Beispiele solle man „mit vleisse lese[n] / vnd jnen jnn dem das anzunehmen vnd recht ist / nachfolge[n]“ (ebd.). Der Görlitzer Adam Puschman verweist 1571 auf „die Wittembergische, Nürnbergische vnd Franckfurter Biblien“ (Jonas 1888, 14). Anderswo „achtet man [...] eine gemischte teutsche sprach, also sonderlich, wie etliche meinen, eine meißnische, so allein die accentus darvon genommen, mit einer Nürnberger und Straßburger zusammen und das zierlichst dar-auf erwehlet, für das beste“ (Österley 1869, 3, 148).

Im 17. Jahrhundert schlägt Grimmelshausen (1673, 97) das kaiserliche Reichskam-mergericht in Speyer als den Ort vor, an dem sich das beste Deutsch finde; er scheint dabei vor allem die gesprochene Sprache im Blick zu haben:

dann diß ist gewiß / wer mehr lißt und schreibt als er mit Leuthen die nicht recht Teutsch re- den / mündlich *conversirt* / der lernet unvermerckt eins und anders also aussprechen / wie ers zu lesen und zu schreiben pflegt; wann dann zween oder mehr zierlich redende *literati* von an- dern gehöret werden / die gleichwol ungelehrt oder wol gar nur Weiber oder Kinder seyn / so öhmen sie jenen alsobalden entweder ohngefahr oder auch wol mit Fleiß ihre Sprach nach; dahero es dann kompt / daß Speyr und seine Benachbarte wegen der vilen Gelehrten beständi- gen Beywohung je länger je besser teutsch machen. (Grimmelshausen 1673, 97f.)

### Demgegenüber müssen

die Franckfurter von den Wetterauern: die Straßburger von den Kocherspergern: die Tübinger von den Schwaben: die Regenspurger von den Bayern: die Marpurger von den Hessen: die Leiptziger von den Meissnern: und also auch andere von ihren grobteuschredenden Nachbarn vil Unzierden an sich nehmen [...]. (ebd., 98)

Die Nennung Speyers als Sitz der ‚besten deutschen Sprache‘ steht in der Geschichte der Sprachreflexion vereinzelt da; allerdings muss man in Rechnung stellen, dass Grimmelshausens Text satirischer Natur ist (Breuer 1999, 238). Rosenberger (2015, 535–537) macht plausibel, dass es dem Autor nicht um einen Ort, sondern um eine Art des Sprechens geht: Das beste Deutsch ist abhängig von der „innere[n] Einstel- lung des Sprechers“ (ebd., 536): Derjenige ist „der allerbeste Teutsche / welcher der alten Teutschen Tugenden übet und liebet / wann er gleich mit besser oder zierlicher redet als ein kropffiger Pingauer / und bey einem solchen ist auch das beste Teutsch zu finden“ (Grimmelshausen 1673, 101).

Besonderes Prestige kommt spätestens seit dem 17. Jahrhundert dem Ostmittel- deutschen zu. Es gilt unter allen deutschen Mundarten als „di aller-lichblichst‘ und reineste sprache“ (Zesen 1645, 203); bei Sprechern des Niederdeutschen wird einmal mehr der – sprachhistorisch nunmehr zur unumkehrbaren Tendenz werdende –

Wechsel zum Hochdeutschen beobachtet: „Und ist die sage, es habe noch bey manns gedencken an etlichen enden Teutschlands sächsischer sprach sich gefließen, itzund aber rede er gut meißnisch“ (Österley 1869, 3, 148).

Im 18. Jahrhundert wird dann, maßgeblich durch Gottsched und Adelung, das obersächsische, konkret: das meißnische Deutsch als Norm postuliert:

Heißt es [...] von Italien: *Lingua Toscana in bocca Romana*, sey die beste Sprache; weil nämlich in Florenz die berühmte *Academia della Crusca*, als eine Sprachgesellschaft, viel Fleiß auf ihre Muttersprache gewandt, ein treffliches Wörterbuch, und viele andere dahingehörige Sachen und Anmerkungen geschrieben; in Rom aber, als in der größten Residenzstadt, die angenehmste Aussprache herrschet: so werden wir in Deutschland ohne Zweifel der chursächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart, mit den Sprachregeln und critischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemachet, und im Schreiben eingeführt worden; um durch beydes die rechte Wortfügung im Deutschen fest zu setzen. (Gottsched 1748, 333f.)

Gottsched (ebd., 410) zeichnet eine Traditionslinie von Luther über Opitz bis in seine eigene Zeit, die dann von Adelung (1781, 64–68) aufgegriffen und bis zu Gottsched weitergeführt wird (ebd., 69): eine Sichtweise, die sich bis in die Sprachgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts hält (z. B. bei Bach 1970, 340f.) und für die üblicherweise Äußerungen wie diese als Belege herangezogen werden:

Nullam certam linguam Germanice habeo, sed communem, ut me intellegere possint ex superior et inferiori Germania. Ich rede nach der Sechsischen cantzley, quam imitantur omnes duces et reges Germaniae; alle reichstette, fürsten höfe schreiben nach der cantzleien unser churfürsten. Ideo est communissima lingua Germaniae. (Luther (1912–21 [1532], 2, 2758b)

Allerdings relativiert Lobenstein-Reichmann (2019) die Aussagekraft solcher Zitate: Die ‚Sprache der sächsischen Kanzlei‘ ist nicht das Meißnische, für das Luther als Vorkämpfer in den Dienst genommen wurde, sondern die Wittenbergische Kanzleisprache, und ob Kanzleisprache als solche für Luther eine Orientierungsgröße darstellte, ist gleichfalls fraglich. Selbst für die Ostmitteldeutsch-Ideologen des 17. und 18. Jahrhunderts wird man allerdings die Behauptung, das Meißnische sei das beste Deutsch bzw. stelle die Grundlage für dasselbe dar, relativieren müssen: Es geht ihnen nicht um die Varietät im Ganzen, sondern vorrangig um den Aspekt des Wortschatzes – d. h., sie interessieren sich nicht für z. B. Aspekte der Morphosyntax oder der Graphie und schon gar nicht, da es um geschriebene Sprache geht, der Lautung, die von niemandem als vorbildhaft angesehen wird; Wieland (1782, 203) spottet explizit über die obersächsische Aussprache („Beene und Kleeder und korschame Diener“).

Adelung (1782) vertritt daher die These, dass die hochdeutsche Schriftsprache identisch sei mit der sozial höherschichtigen gesprochenen obersächsischen Sprache:

So wie Cultur und Geschmack in dem südlichen Obersachsen zunahmen, so verlor sich auch die Provinzial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Classen [...] und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. [...] Obersachsen [...] fuhr [...] fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch. (Adelung 1782, 19)

In der Auseinandersetzung der „tyrannische[n] Sprachrichter aus Sachsen“ (Breitinger 1746, 612) mit einigen süddeutschen Autoren wird von letzteren demgegenüber noch einmal ein regionaler Varietätenpluralismus propagiert. Breitinger lehnt es in zwei unter dem Pseudonym *W. Erlebach* verfassten Beiträgen zum *Mahler der Sitten* ab, sich „in eine Dependenz der sächsischen Sprachrichter“ (ebd., 556), zu begeben:

Man sage uns doch, worinn der Ruhm bestehe, in der nervenlosen Sprache der sächsischen Magister schreiben zu können? Und mit welchem Recht fodern die Sachsen, daß wir uns ihrem Sprachgebrauche unterwerfen sollen? Ist unser Gebrauch nicht von so grossem Ansehen als der ihrige, da doch gewiß ist, daß er älter ist, und der ursprünglichen Verfassung der deutschen Sprache getreuer geblieben ist [...]? (Ebd., 559)

Nicht anders als Eberhard von Erfurt im 13. Jahrhundert (s. o., S. 426) tadelt er die Verleugnung der eigenen regionalen Varietät als unvernünftig:

Was kann für einen Menschen, welcher sich ein Werck daraus macht, daß er der Vernunft folge, thörichter seyn, als daß er den Ausdruck einer fremden und matten Mundart zu erhaschen trachtet, und seinen eigenen für barbarisch erklärt, womit er seine Schultern pedantischen Magistern zu unaufhörlichen Streichen bloß giebt? (Ebd., 561)

Adelungs These von den *oberen Klassen* stellt insbesondere Wieland (1782, 161) in Frage:

Sind es die guten Schriftsteller einer Nation, welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, polieren, und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder sind es die obern Classen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nation, die alles dies leisten und die allein dazu berechtigt sind? Bisher, wenn ich nicht sehr irre, hat man bey allen Völkern, die sich einer vorzüglichen Stufe von Cultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt.

Die soziale Schicht ist in seinen Augen irrelevant für ‚gutes‘ oder ‚schlechtes‘ Deutsch. Er habe, schreibt Wieland, oft mit „Chur-Sächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Classen gehörten“, gesprochen (ebd., 204) und habe „unglücklicher Weise [...] fast immer auf solche treffen“ müssen,

welche eine Ausnahme von Hrn. A. Versicherung machten, und [...] so viel Provinzial-Ausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes größtentheils in allen übrigen teutschen Provinzen zu thun pflegen. (Ebd.)



Auch Wieland bestreitet, dass das ‚beste Deutsch‘ nach dem Vorbild nur einer Region zu gestalten sei; ihm zufolge muss der Dichter die freie Auswahl aus verschiedenen Varietäten haben:

Ein veraltet Wort, ein Provinzial-Wort, wofür das sogenannte Hochteutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo ers braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das oberteutsche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger, oder hat andre Vocalen, andre Consonanten, u. s. w. als das Hochteutsche, und gerade dadurch erhält er den höhern Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode, u. s. f. (Wieland 1782, 215)

Trotz aller Kritik hat Adelung, insbesondere mit seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* (1774–86), zum 19. Jahrhundert hin viel von seinen Normierungsvorschlägen durchgesetzt: An ihm orientieren sich viele Autoren der ‚klassischen‘ deutschen Literatursprache in den Jahrzehnten um 1800, nicht zuletzt Goethe und Schiller.

## 5 Ausblick: Sprachreflexion und Sprachgebrauch

Eine Geschichte der Sprachreflexion als Sprachbewusstseinsgeschichte im Sinne von Mattheier (1995, 16) schließt zumindest perspektivisch einen Blick auf „Sprach- und Sprachgebrauchswandel“ (ebd.) mit ein, insofern sich in ihm Einflüsse des Nachdenkens über Sprache bemerkbar machen. Arbeiten wie beispielsweise die von Konopka (1996), Langer (2001) oder Kilian (2009) haben gezeigt, inwiefern Sprachreflexion – genauer gesagt: Sprachkritik im obigen Sinne (S. 410) – sprachhistorische Entwicklungen prägen kann. Den Erkenntniswert metasprachlicher Äußerungen für soziopragmatische Fragestellungen hat Takada (2004) am Beispiel Adelungs überzeugend vor Augen geführt; er ist in analoger Weise (und eng damit verbunden) für die Frage nach der historischen Realität gesprochener Sprache zu vermuten.

Dass nicht alles lenkbar ist, d. h. sich den Intentionen des Sprachkritikers gemäß entwickelt, versteht sich von selbst, da Sprachwandel kein intentionaler Akt ist (Keller 2014). Nicht umsonst scheitern Sprachgesetze wie die *Loi Toubon* (*Loi relative à l'emploi de la langue française*: das französische Anti-Fremdwortgesetz von 1994) am realen Sprachgebrauch. Von den ca. 3000 indigenoiden Wörtern, die im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert der Sprachpurist Joachim Heinrich Campe in der Absicht, dadurch Fremdwörter zu ersetzen, neu geprägt hat, haben sich nur etwa zehn Prozent durchgesetzt – was freilich durchaus als „viel für eine einzelne Persönlichkeit, zumal im Vergleich mit anderen Puristen, und [...] nach einer Zeit von zwei Jahrhunderten“ anzusehen ist (Orgeldinger 1999, 377f.). Gleichwohl ist Campe mit seinen konkreten Absichten nur bedingt durchgedrungen: Von seinen

„erfolgreichen“ Neubildungen „sind die meisten neben den lexikalischen Entlehnungen erhalten geblieben, anstatt diese zu verdrängen. Somit hat eher zur Ergänzung geführt, was er zur Ersetzung geprägt hat“ (ebd., 377).

Dass Sprachkritiker bisweilen hohe Auflagenzahlen erreichen, bedeutet noch nicht notwendig, dass sie den allgemeinen Sprachgebrauch tatsächlich beeinflussen können. So ‚rettet‘ im frühen 21. Jahrhundert Bastian Sick mit seiner mehrbändigen Reihe *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* nicht den Genitiv (zumal dieser gar nicht ‚gerettet‘ werden muss: dass einzelne, im jüngeren Neuhochdeutschen und Spätneuhochdeutschen ohnehin seltene, Genitivobjekte zu Dativobjekten werden, sagt noch nichts über die Häufigkeit genitivischer Attribute). Ebenso wenig vermochte Gustav Wustmann, der Sprachpapst des späten 19. Jahrhunderts, mit seinen vielgelesenen Invektiven den sprachlichen Wandel aufzuhalten:

Deutsche Schriftsteller glauben jetzt, sie hätten Genetive gebildet, wenn sie schreiben: die Jugendjahre Friedrich des Großen oder: Hilfskasse Leipziger Journalisten, deutsche Schriftsteller können gesonnen und gesinnt, geschaffen und geschafft, gedungen und gedrängt nicht mehr unterscheiden, sie reden von Hingabe und Aufgebot, wo sie Hingebung und Aufbietung meinen, sie bilden stammelnde Zusammensetzungen wie Soolebad und Kohlezeichnung (statt Soolbad und Kohlenzeichnung), sie reden von stattgefundenen Versammlungen, als ob stattgefunden ein Passivum, von schrittweiser Vervollkommnung, als ob schrittweise ein Adjektivum, von rechts der Elbe, als ob rechts eine Präposition wäre, sie bilden Wörter wie fremdsprachlich (statt fremdsprachig), reden von klanglichen Wirkungen, lautlichen Gesetzen und kulturellem (!) Fortschritt statt von Klangwirkungen, Lautgesetzen und Kulturfortschritt, lallen von Rembrandtschülern und Mozartopern und schreiben in Ergänzung und in Behinderung, als ob in einen Zweck oder Beweggrund ausdrücken könnte! (Wustmann 1891, 7f.)

Das schließt, wie gesagt, nicht aus, dass präskriptive Sprachkritik in Einzelfällen Fuß fassen kann. Adelung bringt die bis heute gültige graphische Homonymendistinktion *Lerche/Lärche* in die Standardsprache ein. Nachdem er in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch* zunächst zwei Lemmata *Lärche* ansetzt, differenziert er mittels eines Verweises auf *Lerche* (unter <sup>1</sup>*Lärche*) und eines lexikographischen Kommentars (unter <sup>2</sup>*Lärche*): „Da der Name dieses Baumes mit der Lerche nichts gemein hat, so schreibt man ihn, um der Verwandtschaft mit den [...] Namen fremder Völker willen billig mit einem ä“ (Adelung 1796, 1908).

Nicht für eine gesamtsprachbezogene Historiographie, aber für sich selbst interessant sind individuelle Sprachgebräuche, die, korrespondierend mit bestimmten sprachkritischen oder -philosophischen Positionen und mutmaßlich von ihnen beeinflusst, vom allgemeinen Sprachgebrauch abweichen. So lässt sich beispielsweise die „Unbestimmtheit und Willkürlichkeit des romantischen Sprachgebrauchs“ (Haym 1870, 446) mit dem Universalismus- und Synthesistheorem der Romantik („Alles hängt mit allem zusammen“, ‚Vereinigung von Gegensätzen‘) in Verbindung bringen und die Vorschläge des Romantikers August Wilhelm Schlegel zur Repoetisie-

zung der Sprache haben Auswirkungen auf seinen eigenen Sprachgebrauch (Bär 2012, 543–550). Systematische Untersuchungen zu derartigen Wechselbeziehungen zwischen Sprachreflexion und Sprachgebrauch sind bislang ein Desiderat.

## 6 Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1781): Über die Geschichte der Deutschen Sprache, über Deutsche Mundarten und Deutsche Sprachlehre. Leipzig.
- Adelung, Johann Christoph (1782): Was ist Hochdeutsch? In: Magazin für die Deutsche Sprache. Von Johann Christoph Adelung. Ersten Jahrganges Erstes Stück. Leipzig, 1–31.
- Adelung, Johann Christoph (1796): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Bd. 2. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig.
- Amirova, Tamara Aleksandrovna/Boris Andreevic Ol'chovikov/Jurij Vladimirovic Rošdestvenskij (1980): Abriß der Geschichte der Linguistik. Ins Deutsche übers. v. Barbara Meier, hg. v. Georg Friedrich Meier. Leipzig.
- Arens, Hans (1969): Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. 2., durchges. u. stark erw. Aufl. Freiburg/München.
- Arndt, Ernst Moritz (1818): Geist der Zeit. Vierter Theil. Berlin.
- Bach, Adolf (1970): Geschichte der deutschen Sprache. 9., durchges. Aufl. Heidelberg.
- Bär, Jochen A. (2002a): Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 30, 222–251.
- Bär, Jochen A. (2002b): Das Wort im Spiegel der Sprachkritik. In: Vilmos Ágel u. a. (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen, 133–158.
- Bär, Jochen A. (2009): Die Zukunft der deutschen Sprache. In: Ekkehard Felder (Hg.): Sprache. Berlin/Heidelberg (Heidelberger Jahrbücher 53), 59–106.
- Bär, Jochen A. (2011): Frühneuhochdeutsche Sprachreflexion. In: Anja Lobenstein-Reichmann/Oskar Reichmann (Hg.): Frühneuhochdeutsch – Aufgaben und Probleme seiner linguistischen Beschreibung. Hildesheim/Zürich/New York (Germanistische Linguistik 213–215/2011), 157–233.
- Bär, Jochen A. (2012): Sprachtheorie und Sprachgebrauch der deutschen Romantik. In: Jochen A. Bär/Marcus Müller (Hg.): Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag. Berlin (Lingua Historica Germanica 3), 497–564.
- Bär, Jochen A. (2015): ‚Eigentlichkeit‘ als Movens und Gegenstand von Sprachkritik. In: Claudia Brinker-von der Heyde u. a. (Hg.): Eigentlichkeit. Zum Verhältnis von Sprache, Sprechern und Welt. Berlin/München/Boston, 241–258.
- Bartsch, Karl (1861): Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter. Quedlinburg/Leipzig (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 38).
- Bechstein, Reinhold (1860): Heinrich und Kunigunde von Ebernand von Erfurt. Zum ersten Male nach der einzigen Handschrift herausgegeben. Quedlinburg/Leipzig 1860 (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 39).
- Borsche, Tilman (Hg.) (1996): Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky. München.

- Borst, Arno (1957; 1958; 1959; 1960; 1961; 1963): Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. 4 Bde. in 6 Teilbden. Stuttgart.
- Bossong, Georg (1990): Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie in der Romania. Von den Anfängen bis August Wilhelm Schlegel. Tübingen (Tübinger Beiträge zur Linguistik 339).
- Breitinger, Johann Jakob (1746): Das sieben und neunzigste Blatt; Das hundert und zweyte Blatt. In: Der Mahler Der Sitten. Von neuem übersehen und starck vermehret. Bd. 2. Zürich, 555–565; 612–629.
- Brekke, Herbert Ernst (1987): Was heißt und zu welchem Ende studiert man Sprachwissenschaftsgeschichte? In: Peter Schmitter (Hg.): Zur Theorie und Methode der Geschichtsschreibung der Linguistik. Analysen und Reflexionen. Tübingen (Geschichte der Sprachtheorie 1), 43–62.
- Breuer, Dieter (1999): Grimmelshausen-Handbuch. München.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Neudr. 1982. Stuttgart/New York.
- Canguilhem, Georges (1979): Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. In: Georges Canguilhem. Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze. Hg. v. Wolf Lepenies, übers. v. Michael Bischoff/Walter Seitter. Frankfurt a. M. (stw 286), 22–37.
- Dascal, Marcelo u. a. (Hg.) (1992; 1996): Sprachphilosophie. Philosophy of Language. La philosophie du langage. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. Manuel international des recherches contemporaines. 2 Halbbde. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 7,1; 7,2).
- Dodd, William J. (2007): Jedes Wort wandelt die Welt. Dolf Sternbergers politische Sprachkritik. Göttingen.
- Ehrismann, Gustav (Hg.) (1909): Der Renner von Hugo von Trimberg. Bd.3. Tübingen.
- Felder, Ekkehard u. a. (Hg.) (2017): Handbuch Europäische Sprachkritik Online (HESO). Bd. 1. Heidelberg (<https://doi.org/10.17885/heiup.heso.2017.1>).
- Fichte, Johann Gottlieb (1808): Reden an die deutsche Nation. Zit. nach: Fichtes Werke. Hg. v. Immanuel Hermann Fichte. Bd. 7. Berlin 1845/46, fotomechan. Nachdr. Berlin 1971, 257–499.
- Franke, Annelore/Gerhard Zschäbitz (Hg.) (1967): Das Buch der hundert Kapitel und der vierzig Statuten des sogenannten oberrheinischen Revolutionärs. Berlin (Leipziger Übersetzungen und Abhandlungen zum Mittelalter, Reihe A, Bd. 4).
- Frechulph von Lisieux (825/30): Weltchronik. Cod. Sangall. 622 (Hs. Lisieux, 9. Jh.). <http://www.e-codices.unifr.ch/de/csg/0622> (22. 12. 2018).
- Gardt, Andreas (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin/New York (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 232, N. F. 108).
- Gardt, Andreas (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Gardt, Andreas u. a. (1991): Sprachkonzeptionen in Barock und Aufklärung: Ein Vorschlag für ihre Beschreibung. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 44, 17–33.
- Geschichtsquellen (2012): Frechulphus, Chronicon, [www.geschichtsquellen.de/repOpus\\_02322.html](http://www.geschichtsquellen.de/repOpus_02322.html) (23. 12. 2018; letzte Änderung der Daten: 6. 9. 2012).
- Gessinger, Joachim/Wolfert von Rahden (Hg.) (1989): Theorien vom Ursprung der Sprache. 2 Bde. Berlin/New York.
- Glück, Helmut (2000): Dürfen Linguisten werten? In: Helmut Glück/Walter Krämer (Hg.): Die Zukunft der deutschen Sprache. Eine Streitschrift. Leipzig/Stuttgart/Düsseldorf, 62–70.
- Goethe, Johann Wolfgang (1795): Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman. Fünftes Buch. Zit. nach: Goethes Werke. Hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. I, Bd. 22, Weimar 1899, 134–256.

- Goethe, Johann Wolfgang (1812): Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil. Zit. nach: Goethes Werke. Hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. I, Bd. 27. Weimar 1889.
- Goethe, Johann Wolfgang (1832): Faust. Der Tragödie Zweiter Theil in fünf Acten. Zit. nach: Goethes Werke. Hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. I, Bd. 15.1, Weimar 1888.
- Goethe, Johann Wolfgang (1833 [+ Einzeldatierung]): Maximen und Reflexionen. Zit. nach: Goethes Werke. Hg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. I, Bd. 42.2. Weimar 1907, 109–260.
- Gottsched, Johann Christoph (1748): Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst. Leipzig.
- Greule, Albrecht (1982): Theorie und Praxis der germanistischen Sprachpflege. In: Muttersprache 92, 265–292.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von (1673): Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel. O. O. [Nürnberg].
- Große, Rudolf (Hg.) (1997): Althochdeutsches Wörterbuch. Aufgrund der von Elias von Steinmeyer hinterlassenen Sammlungen im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig begr. v. Elisabeth Karg-Gasterstädt/Theodor Frings. Bd. 2. Berlin.
- Gruber, Teresa (2014): Mehrsprachigkeit und Sprachreflexion in der Frühen Neuzeit. Das Spanische im Königreich Neapel. Tübingen (Romanica Monacensia 81).
- Haubrichs, Wolfgang (2004): *Theodiscus*, Deutsch und Germanisch – drei Ethnonyme, drei Forschungsbegriffe. Zur Frage der Instrumentalisierung und Wertbesetzung deutscher Sprach- und Volksbezeichnungen. In: Heinrich Beck u. a. (Hg.): Zur Geschichte der Gleichung „germanisch – deutsch“. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen. Berlin/New York, 199–227.
- Haym, Rudolf (1870): Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin, unveränd. photomechan. Nachdr. Darmstadt o. J.
- Herder, Johann Gottfried (1797): Briefe zu Beförderung der Humanität. Bd. 9. Riga.
- Heringer, Hans Jürgen/Rainer Wimmer (2015): Sprachkritik. Eine Einführung. Paderborn (UTB 4309).
- Hille, Carl Gustav von (1647): Der Teutsche Palmbaum: Das ist / Lobschrift Von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft [...]. Nürnberg.
- Jahn, Friedrich Ludwig (1810): Deutsches Volksthum. Lübeck.
- Jakobs, Hermann (1999): Theodisk im Frankenreich. 2. verb. Aufl. mit einem Nachwort. Heidelberg (Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 6).
- Jakobs, Hermann (2000): *Diot und Sprache. Deutsch im Verband der Frankenreiche* (8. bis frühes 11. Jahrhundert). In: Andreas Gardt (Hg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York, 7–46.
- Jakobson, Roman (1960): Linguistik und Poetik. In: Roman Jakobson. Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Hg. v. Elmar Holenstein/Tarcisius Schelbert. Frankfurt a. M. <sup>5</sup>2016, 83–121.
- Jonas, Richard (Hg.) (1888): Adam Puschmann. Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs. Erste Auflage (1571). Halle a. d. S. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des VI. und XVII. Jahrhunderts 73).
- Keller, Adalbert von (Hg.) (1861): Translationen von Niclas von Wyle [1478]. Stuttgart 1861.
- Keller, Rudi (2014): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. 4. Aufl. Tübingen.
- Kilian, Jörg (2009): „Wie muß das heißen?“ Hochsprachnormierung und Sprecherziehung im Lehrgespräch des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag der Historischen Dialogforschung zur Erklärung des Sprachwandels. In: Ekkehard Felder (Hg.): Sprache. Berlin/Heidelberg (Heidelberger Jahrbücher 53), 131–153.
- Klein, Thomas (1994): Zum Alter des Wortes ‚deutsch‘. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 24, 12–25.

- Kohler, Ludwig (Hg.) (1881): Valentin Ickelsamers Teutsche Grammatica. Mit Facsimile-Titel und Initialen nach dem Originaldruck. 3. durchges. Aufl. des Neudruckes. Freiburg/Tübingen.
- Kolde, Gottfried (1980): Sprachpflege als angewandte Sprachwissenschaft. In: Der Sprachdienst 24, 97–107.
- Konopka, Marek (1996): Strittige Erscheinungen in der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 173).
- Kraus, Karl (1919) : Pro domo et mundo. Zit. nach: Karl Kraus. Schriften. Hg. v. Christian Wagenknecht. Bd. 8: Aphorismen: Sprüche und Widersprüche; pro domo et mundo; Nachts. Frankfurt a. M. 1986.
- Langer, Nils (2001): Linguistic Purism in Action. How auxiliary *tun* was stigmatized in Early New High German. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 60).
- Lerch, Eugen (1942): Der Ursprung des Wortes „Deutsch“. In: Die Welt als Geschichte 8, 14–31.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2019): Luthers Sprach – und Übersetzungsreflexionen. In: Christine Ganslmayer u. a. (Hg.): Luthers Deutsch in Mittel- und Osteuropa – ein vergessener Aspekt der Reformationgeschichte. Wiesbaden (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart); im Druck.
- Luther, Martin (1912–21): D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Tischreden. 6 Bde. Weimar.
- Mannack, Eberhard (Hg.) (1972): Johann Rist. Sämtliche Werke. Berlin/New York.
- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 156), 1–18.
- Müllenhoff, Karl (1864): Vorrede. In: Karl Müllenhoff/Wilhelm Scherer (Hg.): Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII–XII Jahrhundert. Berlin, V–XXXI.
- Müller, Johannes (1882): Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Gotha. Reprograph. Nachdr. mit einer Einführung v. Monika Rösing-Hager. Darmstadt 1969.
- Ohnheiser, Ingeborg (2014): Sprachlob und Sprachkritik in der Slavia. [https://www.uibk.ac.at/slawistik/pdf/abschiedsvorlesung\\_ohnheiser.pdf](https://www.uibk.ac.at/slawistik/pdf/abschiedsvorlesung_ohnheiser.pdf). (29.11.2018.)
- Orgeldinger, Sibylle (1999): Standardisierung und Purismus bei Joachim Heinrich Campe. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 51).
- Österley, Hermann (Hg.) (1869): Wendunmuth von Hans Wilhelm Kirchhof. 4 Bde. u. Bd. 5: Beilagen des Hg. Tübingen (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 95–99).
- Pfeiffer, Franz (Hg.) (1862): Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten mit Anmerkungen und Wörterbuch. Wien.
- Polenz, Peter von (1988): Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Hans Jürgen Heringer (Hg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen. 2. Aufl., 70–93.
- Reichmann, Oskar (1988), unter Mitw. v. Christiane Burgi/Martin Kaufhold/Claudia Schäfer: Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Horst Haider Munske u. a. (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin/New York, 151–180.
- Reichmann, Oskar (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? In: Werner Besch (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. u. a., 141–158.
- Reichmann, Oskar (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Wo bleiben die Regionen? In: Raphael Berthele u. a. (Hg.): Die deutsche Sprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 65), 29–57.

- Reiffenstein, Ingo (1985): Bezeichnungen der deutschen Gesamtsprache. In: Werner Besch u. a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2,2), 1717–1727.
- Reiffenstein, Ingo (2003): Bezeichnungen der deutschen Gesamtsprache. In: Werner Besch u. a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. Aufl. 3. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2,3), 2191–2205.
- Rollenhagen, Georg (1608): Froschmeuseler. Mit den Holzschnitten der Erstausgabe. Hg. v. Dietmar Peil. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 1/12).
- Rosenberger, Sebastian (2015): Satirische Sprache und Sprachreflexion. Grimmelshausen im diskursiven Kontext seiner Zeit. Berlin/Boston (Studia Linguistica Germanica 121).
- Roth, Friedrich (Hg.) (1905): Des Ritters Hans Ebran von Wildenberg Chronik von den Fürsten aus Bayern. München (Quellen und Erörterungen zur Bayerischen und Deutschen Geschichte, N. F. 2, 1. Abt.).
- Scarpattetti, Beat Matthias von (2003): Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen. Bd. 1. Abt. IV: Codices 547–669: Hagiographica, Historica, Geographica, 8.–18. Jahrhundert. Wiesbaden. [Zum Cod. Sangall. 622: 222f.; vgl. <http://www.e-codices.unifr.ch/de/description/csg/0622> (22. 12. 2018)]
- Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schlegel, August Wilhelm (1803/04): Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Zit. nach: August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hg. v. Georg Braungart. Begr. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 2/1. Paderborn/München/Wien/Zürich 2007, 1–194.
- Schmitter, Peter (Hg.) (1987; 1991; 1995; 1999; 1996; 2005; 2007): Geschichte der Sprachtheorie. 6 Bde. in 7 Teilbänden. Tübingen.
- Schneider, Almut (2000): Auffassungen von der Herkunft der Sprachen in deutschen Texten des Mittelalters. In: Udo Schöning (Hg.): Internationalität nationaler Literaturen. Beiträge zum ersten Symposium des Göttinger Sonderforschungsbereichs 529. Göttingen, 148–162.
- Schöpfer, Jakob (1550): Die „Synonyma“ Jakob Schöpfers neu hg. sowie mit einer Einleitung und einem deutschen und lateinischen Register versehen v. Karl Schulte-Kemminghausen. Dortmund 1927 (Studien zur Sprachgeschichte Dortmunds. Veröffentlichungen der Dortmunder Stadtbibliothek 1).
- Schottelius, Justus Georg (1663): Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache. Hg. v. Wolfgang Hecht. 2 Teile. Tübingen 1967 (Deutsche Neudrucke. Reihe: Barock).
- Seemüller, Joseph (Hg.) (1909): Österreichische Chronik von den 95 Herrschaften. Hannover/Leipzig (Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters 6).
- Sprach-Verderber (1643): Der Vnartig Teutscher Sprach-Verderber. Beschrieben Durch Einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprach. Zit. nach: Sprachhelden und Sprachverderber. Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478–1750). Ausgewählt u. komment. v. William Jervis Jones. Berlin/New York 1995, 289–304.
- Sternberger, Dolf/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind (1957): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Hamburg.
- Stieler, Kaspar (1691): Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz. Nürnberg.
- Takada, Hiroyuki (2004): „Vertrauliche Sprechart“ im sprachlichen Alltag um 1800. Soziopragmatische Überlegungen anhand der lexikographischen Beschreibungen von Adelung. In: Klaus J. Mattheier/Haruo Nitta (Hg.): Sprachwandel und Gesellschaftswandel – Wurzeln des heutigen

- Deutsch. Studien des deutsch-japanischen Arbeitskreises für Frühneuhochdeutschforschung. München, 265–279.
- Tereick, Jana (2009): Sprachkritik und Sprachmagie. Eine Kategorisierung von Formen der Sprachkritik vor dem Hintergrund des Streits zwischen Sprachkritikern und Sprachwissenschaftlern. In: Ekkehard Felder (Hg.): Sprache. Berlin/Heidelberg (Heidelberger Jahrbücher 53), 363–403.
- Thomas, Heinz (1988): Der Ursprung des Wortes theodiscus. In: Historische Zeitschrift 247, 295–331.
- Trabant, Jürgen (2003): Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens. München.
- Trabant, Jürgen (2006): Europäisches Sprachdenken. München. [2. Aufl. v. Trabant 2003.]
- Wachinger, Burghart (Hg.) (2015): Die Lieder Oswalds von Wolkenstein. 4., grundlegend neu bearb. Aufl. Berlin/Boston (Altdeutsche Textbibliothek 55).
- Weise, Christian (1679): Politischer Redner / Das ist: Kurtze und eigentliche Nachricht, wie ein sorgfältiger Hofmeister seine Untergebene zu der Wohlredenheit anführen sol [...]. Leipzig.
- Wiedemann, Conrad (Hg.) (1965): Johann Klaj. Redeoratorien und „Lobrede der Teutschen Poeterey“. Tübingen.
- Wieland, Christoph Martin (1782): Ueber die Frage: Was ist Hochdeutsch? und einige damit verwandte Gegenstände. In: Der Teutsche Merkur vom Jahr 1782. Viertes Vierteljahr. Weimar, 145–170; 193–216. Digitale Edition von Jochen A. Bär. Vechta (Quellen zur Literatur- und Kunstreflexion des 18. und 19. Jahrhunderts, Reihe A 1660) 2015. <http://www.zbk-online.de/texte/A1660.htm> (29.12.2018).
- Willms, Eva (2004): Thomasin von Zerclaere. Der welsche Gast. Text(auswahl) – Übersetzung – Stellenkommentar. Berlin.
- Wimmer, Rainer (1988): Überlegungen zu den Aufgaben und Methoden einer linguistisch begründeten Sprachkritik. In: Hans Jürgen Heringer (Hg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. 2. Aufl. Tübingen, 290–313.
- Wimmer, Rainer (1994): Sprachkritik und Sprachkultur. In: Hans Jürgen Heringer u. a. (Hg.): Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen, 253–264.
- Wochele, Holger (2003): Sprachlob und Sprachbewertung im Französischen und im Rumänischen. In: Alberto Gil/Christian Schmitt (Hg.): Aufgaben und Perspektiven der romanischen Sprachgeschichte im dritten Jahrtausend. Bonn, 345–374.
- Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.
- Zesen, Philipp von (1645): Adriatische Rosenmund. Hg. v. Max Hermann Jellinek. Halle a. d. S. 1899.